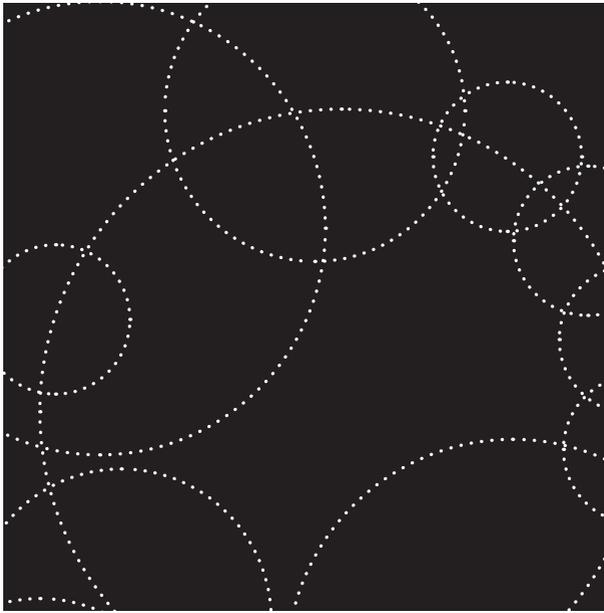


ELSA



Das queere Familienzimmer

ELSA

Katharina Bosse	
Vorwort	2
Daniel Schumann	
International Orange	6
Ingo Taubhorn	
Die Kleider meiner Mutter	8
Anja Weber	
Zeitverschiebung	10
Jasper Nicolaisen	
Queere Familien	12
Tomka Weiß	
Blitze Frösche Chaos	16
Alex Giegold & Tomka Weiß	
Pride	18
Giegold & Weiß	
Self-Cloning	20
Selma Lampart	
Queere Geschwister	22
Daniel Reinhardt	
Was bedeutet »queere Familie« für mich?	24
Janis Löhner	
Into the blue	30
Selma Lampart	
Queer und Familie braucht Ballroom	32
Carl Enderle	
Misha	34
Julia Autz	
While I Was Waiting	36

Leon Fender	
Bela in seinem Schlafzimmer	38
Martina Minette Dreier	
Freundinnen guter Kunst	40
Martina Minette Dreier	
Wahlverwandtschaft	42
Peter Möller	
Icelandbride	44
Ute Friederike Schernau	
All about Eve (and Adam)	46
Xenia Gromak	
Ehe für alle nur nicht für lesbische Mütter	48
Aline Egerding	
Familienliebe	52
Ute Klein	
TRIADEN	54
Nora Hase	
Untitled	56
Jessica Kroll-Holtmann	
Queer Dolls	58
Hanna Tomin	
Jesus in der Tüte	60
Dominik Geis	
Er stickt	62
Eva da Silva Antunes Alves	
Familiäre Intimität im Innenraum	64

Nichts ist einfach

Der Beginn dieser Ausstellung liegt in einer Begegnung mit meiner damaligen Studentin Xenia, sie erzählt mir davon, dass sie und ihre Frau endlich das erwünschte Kind bekommen. Und dann der Schlag ins Gesicht: sie wird nicht als Mutter des Kindes anerkannt, sondern muss den zeitaufwändigen, zermürbenden und auch entwürdigenden Prozess einer Stiefkindadoption durchlaufen. Im Gegensatz dazu steht im deutschen Abstammungsrecht der heterosexuelle Ehemann, der zum Zeitpunkt der Zeugung am anderen Ende der Welt weilen kann, mit einer Ehe, die nur noch auf dem Papier besteht. Er wird automatisch zum Vater des Kindes, das von der Ehefrau mit einem Dritten gezeugt wurde, mit allen Rechten und Pflichten.

Als 2017 die Ehe für alle geöffnet wurde, wurde das Abstammungsrecht nicht reformiert. Zwar wird im Koalitionsvertrag der amtierenden Regierung eine entsprechende Änderung angestrebt,

sodass zwei Mütter auf der Geburtsurkunde erscheinen können. »Wenn ein Kind in die Ehe zweier Frauen geboren wird, sind automatisch beide rechtliche Mütter des Kindes, sofern nichts anderes vereinbart ist.« Die Reform wurde bis Herbst 2023 angekündigt, bis jetzt ohne Ergebnis. Auf der Website des LSVD, des Lesben und Schwulenverbandes Deutschland, kann man die zahlreichen Gesetzesentwürfe zur Gleichstellung von Regenbogenfamilien, die seit 2017 von der Gesetzgebung abgelehnt wurden, nachlesen.¹ Während ich das Vorwort schreibe, soll das Bundeskabinett den Entwurf des Selbstbestimmungsgesetzes verabschieden. Damit soll das seit 1981 geltende Transsexuellengesetz überarbeitet werden. Demnach sollen Trans-, intergeschlechtliche und nicht binäre Menschen nur noch eine einfache Selbstauskunft beim Standesamt abgeben müssen, wenn sie den Vornamen oder den Geschlechtseintrag im Personenstandsregister ändern wollen. Bisher mussten Betroffene für eine Änderung der Einträge zwei psychologi-

¹ <https://www.lsvd.de/de/ct/2506-Reform-im-Abstammungsrecht-Regenbogenfamilien-endlich-rechtlich-absichern>, aufgerufen am 23.8.23

sche Gutachten einreichen, dann entschied das zuständige Amtsgericht. Bis 2008/2011 musste eine trans* Person, die den Geschlechtseintrag ändern lassen wollte, sich sterilisieren lassen, und durfte nicht verheiratet sein. »Trans*menschen in Deutschland wurden vom Staat gezwungen, schwerste Eingriffe in ihre körperliche Unversehrtheit über sich ergehen zu lassen, wenn sie als die geschlechtlichen Menschen, die sie waren, vom Staat und seiner Rechtsordnung anerkannt werden wollten. Ebenso waren sie gezwungen, sich zwischen ihrem Recht auf Familie und ihrem Recht auf ihre geschlechtliche Identität zu entscheiden.«² Aktuell als problematisch diskutiert: ein gebärender trans Mann würde im Geburtenregister weiterhin als „Mutter“ geführt.³ Die Ehe für alle seit 2017, die Option »divers« seit 2018 – damit wirkt es in Deutschland, als sollten die Rechte aller Menschen anerkannt werden. Aber im Abstammungs- und Fa-

milienrecht ist die Gleichstellung noch nicht angekommen. Viele der ausgestellten Arbeiten zeugen von der Spannung und der Kraft, die es erfordert, in queeren Konstellationen zu leben.

Werke und Texte

Was an der Ausstellung auffällt, ist die enorme Bandbreite der Herangehensweisen. Eines der Pressebilder zeigt eine Mutter-Mutter-Kind Familie aus San Francisco von Daniel Schumann, sie sehen schön aus und glücklich. Harmonie und Geborgenheit als Ideal von Familie finden sich auch bei Ute Schernau, das Paradies mit dem älteren lesbischen Paar als Eve (and Adam), den »Queer Dolls« von Jessica Kroll-Holtmann (als Frischvermählte vor dem Rathaus in Bielefeld), und das absolut klare »Pride« von Giegold/Weiß. In fast allen Arbeiten gibt es einen Unterton, ein Ringen mit dem Begriff von Familie. Immer wieder

2 Die Rechtsstellung von Trans*personen in Deutschland. Von Maya Markwald <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtliche-vielfalt-trans/308625/die-rechtsstellung-von-trans-personen-in-deutschland/>, aufgerufen am 23.8.23

3 Für alle anderen [trans oder nichtbinären] (nicht gebärenden) Personen, die bei der Geburt ihres Kindes keinen männlichen Personenstand haben, gibt es keine Möglichkeit direkt bei der Geburtsanmeldung Elternteil zu werden. Sie müssen über das Familiengericht gehen um die „Vaterschaft“ [nach BGB §1592(3)] anzuerkennen und nicht nur beweisen, dass sie mit dem Kind biologisch verwandt sind, sondern dass sie es auch gezeugt haben. (Richard Köhler, Expert Advisor, TGEU), Email Korrespondenz mit Anja Weber vom 27.8.23)

wird der Raum deutlich, der alleine durchquert werden muss, um bei sich und beim anderen anzukommen, so in den Arbeiten von Janis Löhner und im Text von Daniel Reinhardt. Das »gemachte« der queeren Familie wird im Text von Jasper Nicolaisen als positive Familienutopie gedeutet. Dennoch sind die Umstände, unter denen queere Familien gegründet werden können, alles andere als einfach, was in dem Lebensbericht von Xenia Gromak deutlich wird. Politik ist aus dieser Ausstellung nicht wegzudenken, ob es das Familienrecht betrifft, die Rolle der Kirche (Hanna Tomin), die Strafbarkeit und Verfolgung von Homosexualität in Deutschland, die nicht lange zurückliegt (Dominik Geis) oder die Verfolgung in Belarus (Julia Autz) und Russland. In der Hochzeitsfotografie (Aline Egerding) als Auftragsfotografie geht es um ein idealisiertes Bild. Oft wird der Familienbegriff freier im Sinne einer Wahlverwandtschaft, oder auch grundsätzlich kritisch aufgefasst. Von dem aus Russland geflohenen Misha wird »Familie« als Konzept von Unterdrückung in Frage gestellt (Carl Enderle).

Familie im Sinne der Herkunft spielt eine Rolle in der Arbeit von Ingo Taubhorns »Die Kleider meiner Mutter«. (Auch meine eigene Mutter kommt übrigens in der Ausstellung vor). Ein Geschwisterpaar, das queer ist, wird von Selma Lampart fotografiert. Die Familie als Wahlverwandtschaft und vielfältig gewählte Beziehung wird in den Arbeiten von Leon Fender, Anja Weber, Peter Möller, Selma Lampart (Ballroom) und Martina Minette Dreier thematisiert, die den Begriff auf die künstlerischen Ahninnen, die fehlenden Frauen im Lexikon der Malerei, erweitert. Um die Bildwerdung der queeren Familie geht es auf vielfältige Weise bei den Werken, aber in einigen ist die Bildbetrachtung, und hier vor allem die Heteronormativität des Familienbildes, explizit das Thema, so bei Nora Hase und Ute Klein. Ebenso vielfältig wie die künstlerischen Arbeiten sind die Texte dieser Broschüre, von einem persönlichen Bericht (Daniel Reinhardt) über die Utopie der queeren Familie (Jasper Nicolaisen) bis zu der Bild- und Raumanalyse von Eva Antunes.

Queer curating?

Eine Ausstellung zusammenzustellen, bedeutet letzten Endes, zu entscheiden, wer drinnen ist und wer draußen. Ich trete zunächst einen Schritt zurück und stelle mir Fragen: Wie kann ich als heterosexuell lebende (neu: verheiratete) Mutter nachempfinden, was es bedeutet, mit/in/für/ohne eine queere Familie zu leben? Wie kann man kuratieren, wenn man die Machtstrukturen im Kunstbetrieb in Frage stellen möchte, Stichwort Queer curating und Curating as care?

Ich verwende ein Konzept des nicht-hierarchischen Kuratierens, dass ich bereits in den feministischen Gaze/Maze⁴ Ausstellungen erprobt habe. Hierbei bitte ich einige Personen um Vorschläge für die Ausstellung, einige davon, wie Martina Minette Dreier, sind selbst an der Ausstellung beteiligt. So entsteht ein Netzwerk, das am Schluss nicht in einer Gruppenentscheidung oder Abstimmung

mündet, sondern in einer dezentralen Sammlung. Ich sehe die Bilder vorher an, aber meine Rolle bleibt ein Stück weit offen. Ich schaffe die Plattform, den Raum, in dem idealerweise das Netzwerk den Inhalt präsentiert. Oder weniger technisch ausgedrückt: als Kuratorin bin ich die Mutter, die Abends noch mal durchs Haus geht. Queer, Familie – ok, und was ist die Bedeutung des Zimmers? In einer luxuriösen Behausung kann es ein Wohnzimmer geben, das einen formalen Charakter hat, wie eine gute Stube - und das Familienzimmer. In dem Buch »Tomorrow's house« von 1945 gibt es ein Kapitel »The room without a name«⁵. In ihm wird das große Zimmer beschrieben, in dem alles Mögliche stattfindet, wo die älteren Möbel stehen und auch mal etwas dreckig werden darf. Der Raum, in dem die Familie sich nicht präsentiert, sondern der, in dem sie so lebt, wie sie ist.

*Katharina Bosse,
Bielefeld, August 2023*

4 Gaze/Maze I und Gaze/Maze II, Kunstraum Elsa Sept 2021 und Sept 2022. Die für das Konzept wesentlichen Textbroschüren sind online abrufbar. <https://elsa-art.de/2021/09/16/gaze-maze/>, <https://elsa-art.de/2022/08/01/gaze-maze-ii-seeing-double/>

5 »Tomorrow's House – a complete guide for the home-builder«, George Nelson und Henry Wright, Simon & Schuster, New York 1945 <https://archive.org/details/tomorrowshouseco00nelrich/page/80/mode/2up> abgerufen 23.8.23

International Orange Daniel Schumann



»Nynke, Aidan und Heaven«, Daniel Schumann, aus der Serie »International Orange«, El Cerrito, Mai 2012

San Francisco, eine wunderbar vielfältige und liberale Stadt, hat mich inspiriert, das Thema Familie von einem neuen Blickwinkel aus zu betrachten. Seit ich an den Buchprojekten »Elisabeth und Wilhelm« und »Prinzessinnen und Fußballhelden« gearbeitet habe, ist das Sujet des Familienporträts zu einem wesentlichen Teil meiner fotografischen Arbeit geworden. So entschied ich mich im Rahmen meines Fulbright-Stipendiums ein Projekt über gleichgeschlechtliche Familien und Paare zu fotografieren.

Während meines einjährigen Aufenthaltes in Kalifornien hat mich tief beeindruckt, mit welcher Selbstverständlichkeit hetero- und homosexuelle Familien dort zusammen leben. Und so ist diese Arbeit gleichzeitig eine Liebeserklärung an die Stadt und ihre faszinierende Freiheit, und eine Begegnung mit Menschen, ihren Lebenskonzepten und ihren Träumen.

Unterstützt werden die Porträts durch Texte der Dargestellten, in denen sie ihre Konflikte mit der Gesellschaft, ihre Freude am Leben, ihre Biografien und ihren Alltag beschreiben.

Der Titel »International Orange« ist der Name der Farbe der Golden Gate Bridge, und steht stellvertretend für San Francisco, die Regenbogenfahne der Schwulenbewegung, und die Vielfalt und Weltoffenheit der Stadt.

Daniel Schumann lebt und arbeitet in Düsseldorf. Er hat an der Fachhochschule Bielefeld, der Academy of Art, San Francisco und der Folkwang Universität, Essen studiert. Seine Arbeiten, in denen er sich mit Liebe und Familie, mit Leben und Vergänglichkeit auseinandersetzt, sind als Bücher veröffentlicht und weltweit ausgestellt worden, z.B. in den Deichtorhallen Hamburg, der Dietzschold Gallery, Sydney, dem China Pingyao International Photography Festival, dem Goethe Institut San Francisco und dem Fotomuseum Winterthur. Die Realisierung von Daniel Schumanns Fotoprojekten wurde u.a. von der Fulbright Kommission und der Kunststiftung NRW unterstützt.

Nach dem Tod ihres Ehemannes, bot die Mutter ihrem Sohn die Kleidung seines Vaters feil. Obwohl er die gleiche Statur hatte, lehnte der junge Mann ab. Zu unmodern, zu persönlich waren die Kleidungsstücke für den Sohn. Aber als die Mutter den großen Kleiderschrank öffnete, erinnerte er sich an seine Kindheit, wo er im Verborgenden das eine oder andere Kleidungsstück der Mutter ausprobierte.

»Ingo Taubhorn fotografiert sich (...) in den Kleidern seiner Mutter. Hier geht es weniger um Travestie als um eine Befragung der eigenen Herkunft, um die Beziehung zur Mutter und indirekt auch zum Vater. Dass es sich um die Verdoppelung des Mutterbildes handelt, wird am augenfälligsten in gemeinsamen Porträts, in denen Taubhorn wie ein vergrößertes Double seiner Mutter erscheint.

In der mütterlichen Hülle und Haltung stellt Taubhorn deren alltägliches Leben als Hausfrau nach. Indem hier das künstliche Darstellen zur Verkörperung wird, ist Taubhorn Darsteller und Dargestelltes, Subjekt und Objekt, Künstler und Repräsentation, Sohn und Mutter zugleich, was zu einer Neucodierung in der Begehrensstruktur der Familie führt: Das Begehren, die Mutter zu sein, schließt ein, als diese das Objekt des Begehrens des Vaters zu werden. Es droht ein freudsches Fiasko.«

Kolja Kohlhoff

Seit dieser Zeit entstehen regelmäßig in Partizipation mit Margarete Taubhorn, die die Kleidung für ihren Sohn auswählt und beratend bei den Posen mitwirkt, Farbfotografien mit dem Serientitel: Die Kleider meiner Mutter.

Ingo Taubhorn studierte 1980 bis 1985 Visuelle Kommunikation am Fachbereich Fotografie und Film in Dortmund und schloss mit dem Diplom ab. Es folgten Ausstellungen und Publikationen im In- und Ausland u.a. »Mensch Mann«, »VaterMutterIch« sowie »Die Kleider meiner Mutter«. Seit 1988 übt Ingo Taubhorn freie kuratorische Tätigkeiten aus, seit 2003 ist er verantwortlich für das Vermittlungsprogramm und seit 2006 Chef-Kurator des Hauses der Photographie. Er ist Präsident der Deutschen Fotografischen Akademie und hat Lehraufträge für Fotografie und Bildmedien an diversen Hochschulen.



»Ohne Titel #14«, Ingo Taubhorn,
aus: Die Kleider meiner Mutter«, 1994 bis heute

Zeitverschiebung Anja Weber



„Zeitverschiebung (1)“, Anja Weber



„Zeitverschiebung (5)“, Anja Weber

Entstanden während der Pandemie, beschäftigt sich die Arbeit »Zeitverschiebung« einerseits mit der Frage, was der Lockdown mit queeren Räumen und politischen Kämpfen gemacht hat, und andererseits mit den persönlichen Beziehungen der Fotografin zu langjährigen Kollaborateur*innen. Die entstandenen Fotografien und Texte reflektieren diese Verknüpfungspunkte von Fotografin, Portraitierten und Raum.

Zeitverschiebung (1)

Toni fragt mich, ob ich ein Bild von ihm mit seinen Achatschnecken machen kann, quasi als Ausgleich zum Sichzurechtmachen, als Show ohne Publikum, ein Foto ohne Verwertungslogik. Toni stand früher oft mit den anderen Kings auf der Bühne, die Zeiten sind irgendwie vorbei, nicht nur lockdownbedingt. Ich frage ihn, ob das Foto durch seinen nackten Körper persönlicher wird als die Aufnahmen, die wir in früheren Jahren gemacht haben. Nein, sagt er, nur weil Brüste zu sehen sind, macht das meinen Körper nicht feminin. Und ja, sagt er, weil ich darauf alleine bin. Als die Schnecken sich aus dem Winterschlaf verabschieden, machen wir das Bild.

Zeitverschiebung (5)

Brüste in den Wechseljahren haben einen schlechten Ruf, sagt Henry, aber meine finde ich sehr schön, sie sind beweglich und eigenwillig. Wenn ich tanze, tanzen sie ihren eigenen Tanz. Henry Wilde aka Antonia Baehr ist Choreograph und Dandy. Er sagt: Es gibt Dinge, die haben eine eigene Geschichte, die kannst du nicht einfach kaufen. So wie Alex Baileys rote Barthaare, die Henry in jeder seiner Videoarbeiten aus dem letzten Jahr als Maske auf der Nase trägt. Oder wie die eleganten Lederschuhe, die Peter Knaup ihm vererbt hat – von Dandy zu Dandy.

Gefördert durch Stiftung Kunstfonds
NEUSTART KULTUR.

Anja Weber, geboren in Werne (NRW), studierte Fotografie in Dortmund, Exeter und New York. Im Auftrag von Redaktionen und Institutionen sowie in Zusammenarbeit mit Akteur*innen aus Architektur, Aktivismus, Performance und Musik realisiert sie fotografische Projekte und Multimedia-Installationen. Diese wurden zahlreich publiziert und ausgestellt. Von 2017–2019 war sie Dozentin für Fotografie an der German University in Cairo; seit dem Wintersemester 2022/23 ist sie Professorin für Fotografie an der Merz Akademie Stuttgart.

Jasper Nicolaisen

Queere Familien – Versuch einer Begriffs- bestimmung

Dürfen wir an queere Familien Hoffnung knüpfen? Ich könnte mir vorstellen, dass fast jede hier mitlesende Person eine spontane Antwort auf diese Frage hat. Mit großer Sicherheit aber hat jede von Ihnen außerdem Fragen zu dieser Eingangsthese. Wer ist »wir«? Wer ist überhaupt eine »queere Familie« (und wer nicht)? Warum sollten wir ausgerechnet an Familien Hoffnung knüpfen und welche Art Hoffnung sollte das sein? Für wen?

»Familie« ist auch einer dieser Begriffe, von denen jeder Mensch mit Sicherheit zu wissen glaubt, was damit gemeint ist, aber je genauer wir nachfragen, desto unklarer wird es, was all die verschiedenen Konstellationen und Formen des Zusammenlebens, die sich dahinter verbergen, eigentlich miteinander gemeinsam haben sollen, wo genau die Grenzen einer gegebenen Familie verlaufen oder wie sich ihre inneren Regeln formulieren lassen.

Ich selbst habe mir im Laufe meiner Berufstätigkeit eine Arbeitsdefinition zugelegt, die ich auch für die spielerische Arbeit hier beibehalten möchte. Sie lautet: Familie ist, wer miteinander zum Therapeuten geht. Schließen Sie die Augen und lassen Sie die Bilder kommen. Mit wem möchten Sie mal so richtig peinlich schweigend in einer Sitzgruppe hocken, während Sie beten, dass jemand anders anfängt? Das sind die Leute, die ich meine.

Bevor wir weiter durch die Zimmer unseres Oberstübchens kriechen, möchte ich festhalten, dass mit meiner vielleicht etwas albernem Arbeitsdefinition auch etwas über »queere« Familien gesagt ist, nämlich, dass es mir bei diesem Begriff nicht in erster

Linie um die sexuelle Orientierung von Familienmitgliedern geht oder ihr gelebtes, empfundenes oder offiziell vermerktes Gender und wie auch immer die Kombination daraus lauten können. Mir geht es um Familien aus Menschen, die quer zu einer verbreiteten Ordnung der Familie stehen. Ich vermute sehr stark, dass Familien, in denen eine oder mehrere Personen nicht cis- und/oder heterosexuell sind, deutlich quer zu dieser Ordnung stehen, und zwar, weil sie in den Augen der Welt zurzeit mit der Vorstellung von biologischer Zeugung auf einer sehr grundsätzlichen Ebene in Konflikt kommen. Sie stehen damit auf eine Weise quer zu dem, was die meisten Menschen zurzeit noch unter Familie zu verstehen gelernt haben, wie es auch andere aus dem Rahmen fallende Familien nicht tun, sagen wir: Schwarze Familien in einer mehrheitlich weißen Gesellschaft, migrantische Familien, Familien, in denen ein oder mehrere Mitglieder mit Behinderungen leben.

Ich glaube außerdem, dass Familien, in denen Mitglieder queer sind, durch ihre Lebenserfahrung andere, vielleicht bessere Voraussetzungen mitbringen, um die Fähigkeiten und Stärken zu entwickeln, die ich später anführen werde, wenn es um das Utopische von queeren Familien geht.

Queere Familien schaffen in stärkerem Maße ihre eigenen, individuellen Voraussetzungen, sind erklärungs- und erzählungsbedürftiger. Queere Familien müssen, ob sie wollen oder nicht, sehr viel stärker ausstellen, dass sie gemacht sind, dass es zu ihrer Entstehung einer Reihe von Entschlüssen und Taten bedurft hat. Sie dürfen sich weniger auf eine fraglos akzeptierte Annahme stützen, wie sie zu dem wurden, was sie sind – was natürlich auch Freiheiten eröffnen kann.

Der queere Familienwert, jemand anders werden zu dürfen, bedingt den Wert der aktiven Beziehungsgestaltung. Wo offengelegt ist, dass alle Familienmitglieder auch eigene Menschen im Wandel sind, ist zugleich klar, dass die Beziehungen untereinander sich in dem Maße verändern werden, wie sich die Beteiligten verändern – und dass die Veränderung meiner Beziehungen auch mich in Bewegung versetzen wird.

Am Anfang steht dabei die Erkenntnis, dass familiäre Beziehungen nicht einfach von selbst oder »natürlich« da sind. Die Verlockung, dies anzunehmen und auf die Enttäuschung dieser Annahme mit aggressiver Zurückweisung zu reagieren, ist ungleich größer in Familien, die mit dem Selbstbild leben, so, wie sie lebten, sei es eben normal. Sicher, wir lieben uns alle – irgendwie. Aber was bedeutet das genau? Wie zeigt es sich im Alltag? Wie reden wir miteinander, was gestehen wir uns zu, wie erreichen wir uns? Welche Räume braucht jedes Familienmitglied, welche Aufgaben kann jede:r übernehmen und wann muss sich das ändern? Wer hat gerade viel Kraft, wer weniger? Gehören wir (noch) zusammen? Wie gehen wir damit um, wenn was (vorübergehend oder für länger, vielleicht für immer) nicht mehr der Fall ist?

Zur aktiven Beziehungsgestaltung gehört das Vermögen, über mich selbst zu reflektieren, in mich hineinzuhorchen und benennen zu können, was ich will und brauche. Ich benötige die Fähigkeit, auch negative Gefühle erst einmal anzunehmen und ihnen Raum zu geben, ohne mich ihnen ganz auszuliefern.

Wenn ein Beispiel gewünscht ist: Viele Pflegefamilien berichten, dass ihre Pflegekinder in der Pubertät den richtigen Rahmen für die Selbstfindung nicht mehr bei ihnen finden. Sie wünschen sich vehement eine Phase im betreuten Wohnen oder sogar in der Herkunftsfamilie. Das kann sehr schmerzhaft sein und auch queere Eltern werden so etwas nicht einfach wegstecken. Ich vermute aber,

dass sie aufgrund eigener Erfahrungen anders reagieren können als Eltern, die nie z.B. durch ein Coming-out auf fundamentale Weise mit der Realität der Umwelt in Konflikt geraten sind.

Das letzte Stichwort bringt mich zu einem weiteren Punkt, den es an queeren Familien zu loben gilt, nämlich den Umgang mit ihren Außengrenzen. Wie wir anlässlich ihrer Bereitschaft, sich Hilfe zu holen, schon gesehen haben, werden queere Familien wesentlich weniger dazu neigen, feste Grenzen zu einem Außen zu ziehen und alles »unter sich« regeln zu wollen. Weil mindestens die Erwachsenen in der Familie in der Kindheit und Jugend erfahren haben, wie wichtig Freund:innen, Partner:innen (auf verschiedenen Ebenen der erotischen und sexuellen Nähe) und, bei aller Kritik, auch professionelle Begleiter:innen sind, werden sie auch als Eltern versuchen, Hilfsnetzwerke zu knüpfen, die von praktischen Alltagsbedürfnissen bis hin zur kollegialen Beratung unter Eltern reichen.

Dazu gehört auch, dass queere Eltern aus eigener Erfahrung wissen, wie wichtig es ist, in das Umfeld hineinzuwirken und für Veränderung zu sorgen, die ihnen das Leben leichter macht.

Copyright / Quellenangabe:
Nicolaisen, Jasper, Queere Familien
Eine utopische Betrachtung
© 2021/Querverlag, Berlin

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.
Auswahl der Textstellen: Katharina Bosse

Jasper Nicolaisen (*1979) ist Autor und systemischer Therapeut. Er mag kulturellen Schund und Schmutz, Boxen und die komplizierten Probleme anderer Leute. Sein erster Roman Ein schönes Kleiderschien 2016 im Querverlag. 2019 folgte der Roman Erwachsen. Mit Mann und Kind lebt er in Berlin.

Weiß' Reihe von 23 monochromatischen Bildern ist gleichzeitig eine Hommage, ein Liebeslied und eine Verkörperung von Josch Hoenes' (1972-2019) Leben als Theoretiker und Mensch. Blitze Frösche Chaos ist Ergebnis eines vielstufigen und intensiven gemeinsamen Prozesses, in dem Weiß ein oder mehrere Individuen dazu einlud, sich über jeweils einen Text des Kunst- und Kulturwissenschaftlers Prof. Josch Hoenes mit ihm auszutauschen, während er die Szene skizzierte und sich Notizen machte. Nach Monaten intimer Unterhaltungen und vielen Zeichnungen verarbeitete Weiß diese vorbereitenden Skizzen zu verschiedenen figuralen Kompositionen, die er anschließend auf ungrundierte Leinwand übertrug.

Weiß hatte die Inspiration, Leute einzuladen, an diesen intimen Lese-Sitzungen teilzuhaben, weil er das Gefühl hatte, dass Hoenes' theoretische Texte ihm als Nicht-Akademiker verschlossen bleiben würden, obwohl er deren Inhalte auf vielgestaltige Weisen selbst verkörperte. Zu Lebzeiten hatte Hoenes - als lieber Freund und unersetzlicher Verbündeter - ihm die Texte übersetzt, jetzt übertrug Weiß diese Aufgabe. Für die meisten Texte suchte er gezielt Leute aus, die im Bereich von trans* oder inter* Sichtbarmachung und visuellen Politiken arbeiten, ob als Künstler_innen, Forscher_innen und/oder Aktivist_innen. Am wichtigsten war ihm, dass jeder Text mit einer Person verbunden wurde, die auf irgendeine Weise - in Arbeit, Wesen, Körper oder mit ihrer persönlichen Geschichte - mit dem Text eine Resonanz erzeugt. Weiß erläutert, dass inzwischen zahlreiche Geschichten zu jedem Bild existieren. »Ich bin vollkommen erfüllt von der schieren Menge an Wahrnehmungsvermögen, Subtilität, Scharfsinn, Gedanken und Gefühlen, die aufgetaucht sind. Dieses Wissen ist teils Community-Wissen/kollektives Wissen, das auch durch unsere verkörperten Erfahrungen entsteht.«

Text von Prof. Karen (Ren) Fiss in der Publikation für das die Bilderserie konzipiert wurde: »Von Fröschen, Einhörnern und Schmetterlingen. Trans*_queere Wirklichkeiten und visuelle Politiken« Melusina Press, Luxemburg 2023.

Tomka Weiß ist Installationskünstler und Grafiker, Ausstellungsmacher, trans* Aktivist und Mitbegründer verschiedener queerer und trans* Netzwerke. Er ist im Vorstand der Hannchen-Mehrzweck-Stiftung aktiv, der größten privat finanzierten LGBTQI+ Stiftung Deutschlands. In der künstlerischen Arbeit - vor allem mit Giegold & Weiß - verfolgt Tomka Weiß eine Praxis, die spielerisch und partizipativ ethische Fragen diskutiert. Nicht nur hier liegen ihm queere (visuelle) Kunst und Kultur am Herzen. Mit kuratorischen und künstlerischen Mitteln, gemeinsam mit marginalisierten Communities und aus ihnen heraus, reagiert Weiß auf gesellschaftspolitische Gegebenheiten. Der Künstler ist dem SMU/ Schwulen Museum sehr verbunden. Aktuell gehen gemeinsame Bemühungen dahin, ein trans* Archiv innerhalb des SMU-Archivs zu konzipieren. Als erster praktischer Schritt wird hier der Nachlass des Kunst- und Kulturwissenschaftlers Josch Hoenes aufbereitet.



«Blitze Frösche Chaos», Tomka Weiß, Acryl auf roher Leinwand, 2022/23

Pride Alex Giegold & Tomka Weiß



»Pride«, Alex Giegold, mit Tomka Weiß, Auszug aus Serie, digital C-Print, 29,7 × 42cm, 2015

In der siebenteiligen Serie »Pride« thematisiert die Fotografin Alex Giegold gemeinsam mit Tomka Weiß Momente queerer Elternschaft, die in ihrer Konstellation oft unsichtbar bleiben, aber trotzdem von staatlichen Repressionen betroffen sind.

Alex Giegold, geboren 1978 in Thüringen, ist eine queere Fotografin und Teil des künstlerischen Duos Giegold & Weiß. Sie beschäftigt sich systematisch mit Phänomenen gesellschaftlicher Normierung. Ihre Arbeiten hinterfragen die Machtstrukturen von Blickkultur. 2011 machte sie einen Abschluss für Fotografie an der neuen Schule für Fotografie Berlin, im Anschluss besuchte sie die freie Klasse bei Eva Bertram. Sie lebt und arbeitet in Berlin wo sie aktuell berufsbegleitend im Studium der Sozialen Arbeit die Politiken um sexuelle Bildung vor allem für Kinder an sonderpädagogischen Förderzentren analysiert.

„Es war diese Mischung des Männlichen und Weiblichen in ihr, von denen bald das eine, bald das andere an die Oberfläche kam, was ihrem Betragen oft eine unerwartete Wendung gab.“

V. Woolf, »Orlando«

Ein Szenenfoto zeigt zwei Menschen, in eine Handlungen vertieft. Ein zweites Bild lässt bei exakt gleicher Inszenierung die beiden Protagonist_innen in die Rolle des/der jeweils anderen schlüpfen. Ähnlich einem Film-Still sehen wir einen Moment aus einer Geschichte, die wir nicht kennen.

Unsere Wahrnehmung ist von genderspezifischen Vorannahmen beeinflusst. Auf durchaus lustvolle Weise kann Self-Cloning unsere Blickgewohnheiten und damit verbundenen Vorurteile herausfordern. Der Titel spielt darauf an, dass Menschen gerne nach dem same-as-me-Prinzip casten und offene Stellen besetzen. Vorurteile und sexistische Rollenzuschreibungen sind gerade hier ein wichtiger Faktor, den es zu untersuchen gilt.

Das Duo Giegold & Weiß nutzt die Leichtigkeit, das spielerische und die Sinne ansprechende der Kunst, um gemeinsam mit dem Publikum zu forschen. In verschiedenen Projekten wurden partizipative, prozessorientierte Formate entwickelt. Anerkennend, dass Diskriminierung in Forschung und Bildung inhärent ist, finden Giegold & Weiß Wege, mit eigenen künstlerischen Methoden einen Wissensgewinn zu schaffen. Beispielsweise resultiert die Installation FtM vs HIV-medical lubewrestling aus Konfrontationen mit der Tatsache, dass trans* Gesundheitsversorgung nicht adäquat existiert. Giegold & Weiß inszenierten ein Wrestling Match innerhalb einer medizinischen Praxis. Der Wissensgewinn und -austausch innerhalb ihrer künstlerischen Formate geht weit über die ursprüngliche Fragestellung hinaus. Gerade innerhalb der Kunst ist dem Duo die aktivistische Praxis, Stimmen aus Communities und von Einzelpersonen zu gesellschaftspolitischen Themen eine Plattform zu geben, wichtig. Es interessiert, wie Community-Wissen erfahren, ausgetauscht, weitergegeben, gebündelt, genutzt, gefördert werden kann.



»Self-Cloning«, Giegold & Weiß, 2014 bis fortlaufend



Wie könnte ein Familienleben aussehen, hätten wir queere Geschwister – nicht nur in unserer Wahlfamilie sondern auch in unseren Herkunftsfamilien? Stellen wir uns vor, die Erlebnisse und das Aufwachsen in einer (hetero-) normativen Gesellschaft könnten mit einem Geschwister geteilt werden, Familie könnte ein Saferspace sein? Das ist auch heute noch ein Traum, war aber vor allem zu Zeiten vor Instagram und – zumindest teilweise – queeren Sichtbarkeiten noch ein ganz anderes Thema.

Das hier abgebildete Geschwisterpaar hat dieses Glück. Diese Fotos sind im Rahmen des Projekts »Bild I« entstanden, einer Portraitsreihe queerer Personen, welche Blickgewohnheiten und Bildsprachen hinterfragt und Selbstwahrnehmung und Ausdruck in den Fokus stellt.

Selma Lampart (keine Prominenen) absolvierte einen Master (M.A.) in Kunstgeschichte und Politikwissenschaft an der Universität Köln. Als weiße* Kunsthistoriker*in, Kurator*in und Künstler*in setzt Selma sich praktisch und theoretisch mit Theorien zu Repräsentation, Darstellungs- und Sehgewohnheiten in Kunst, Kultur und Gesellschaft auseinander. Instagram: @selmas_fotos



Daniel Reinhardt

Was bedeutet »queere Familie« für mich? Eine Gedankensammlung

Zurückblicken/Kindheit

Natürlich ist mein eigenes Familienbild über Jahre so dermaßen geprägt von der Art und Weise wie ich aufgezogen wurde. Meine Kindheit war schön, auch mein Umfeld, also Familie, Freund*innen, etc. Aber gerade das Umfeld, speziell die enge Familie, prägte mein eigenes Familienbild natürlich besonders. Meine Eltern – Mann und Frau – zwei ältere Brüder und ich. Meine Großeltern leben nebenan. Eine kleine Siedlung in Rheda, der Kindergarten und die Grundschule 300 Meter entfernt. In meiner Familie bin ich nach wie vor die einzige queere Person, schwul, um genau zu sein. Die Erziehung meiner Eltern fand ich rückblickend betrachtet super. Ich konnte mich frei entfalten und ich fühlte mich (und fühle mich auch immer noch) sehr wohl und geborgen. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass mir je irgendwelche Spielzeuge verwehrt wurden, nur aufgrund meines Geschlechts.

Familienbild, Jugend

Was das Thema Familienbild angeht, ist das nur etwas anders: Ich weiß, dass viele queere Menschen, ähnlich wie ich, damit aufwachsen, dass ihnen das konservative »Vater-Mutter-Kind«-Bild täglich überall begegnet. Den meisten queeren Menschen ist es schon sehr viel länger bewusst, dass sie queer sind und sich gar nicht in diesem Bild wiederfinden. So auch bei mir. Ich wusste schon jahrelang, dass ich mich von anderen Männern angezogen fühle. Ich werde aber 24/7 damit konfrontiert, dass ich als Junge natürlich irgendwann ein Mädchen daten muss, irgendwann natürlich Kinder bekommen werde, etc. Dieses »Natürliche«, worauf sich dann viele beziehen, scheint die Normalität für viele zu sein. Für alle, die sich nicht damit beschäftigen müssen, dass sie nicht wirklich repräsentiert werden. Wenn man als Kind nur

mit heteronormativen Familienbilder konfrontiert wird und dann zusätzlich auch in allen möglichen Situationen hört, dass »schwul« als Schimpfwort benutzt wird und man aber selbst langsam aber sicher ahnt, dass man tatsächlich schwul ist – dann will man es natürlich nicht sein. Ich persönlich wurde zum Glück nie *so richtig schlimm* gemobbt, also ohne die Auswirkungen von dem Wort »schwul« als Schimpfwort zu unterschätzen, aber es gibt viele Menschen, die öfter und extremer gemobbt wurden (und immer noch werden). Bei mir hat es nur, wie bei vielen jungen queeren Menschen, dazu geführt, dass ich mich erstmal versteckt habe und meine sexuelle Orientierung versucht habe auch vor mir selbst zu verheimlichen, sogar zu »ändern«, indem ich versucht habe, mich wirklich für Mädchen zu interessieren. Zum Glück hatte das irgendwann ein Ende und ich konnte es mir selbst eingestehen – mit 18 Jahren.

Familienbild, Studium

Um jetzt wieder auf mein Familienbild einzugehen: Es hat sich ziemlich was getan seit meiner Kindheit. Ich wohne in Frankfurt (Oder) und studiere nun schon seit 2019. Mein Umfeld hat sich komplett geändert. Ich habe quasi bei 0 gestartet. Die nächsten Familienmitglieder sind eine Stunde nach Berlin entfernt. Freund*innen hatte ich hier zu Beginn nicht, aber durch das Leben im Studierendenwohnheim hat sich das schnell geändert. Ich habe mich seit 2019 sehr viel an der Uni engagiert und habe mittlerweile sehr viele Menschen hier in FFO. Durch das Studium der Kulturwissenschaften beschäftige ich mich mit vielen Themen auch auf einem anderen Niveau, speziell mit queeren Themen konnte ich glücklicherweise oft arbeiten. Kurzum: mein Familienbild hat sich sehr stark verändert. Abgesehen davon, dass nun natürlich schon seit meinem Outing mit 18 klar ist, dass ich keine »Vater-Mutter-Kind«-Familie haben werde. »Vater-Vater« ist sicher, oder nicht? Warum Vater? Vielleicht will ich ja gar keine Kinder, vielleicht ja doch irgendwann. Zählt es dann überhaupt als vollwertige Familie, so ganz ohne Kinder? Wer weiß, ob ich nicht irgendwann noch »entdecke«, dass ich vielleicht doch eine andere oder weitere sexuelle Orientierung in mir habe oder

mich anders identifiziere als Mensch, wer weiß. Das sind alles Dinge, die früher nie so offen und laut in Frage gestellt wurden wie heute. Ich denke, dass sich mein Familienbild immer wieder ändern kann und vielleicht auch wird. Aber grundsätzlich werde ich mir damit keinen Stress machen und mich schon gar nicht auf irgendetwas festlegen. Familie ist für mich schon lange kein starres Bild mehr, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann. Für jede Person bedeutet »Familie« etwas ganz anderes. Ganz wichtig dabei: Leben und leben lassen.

Immer wenn ich zu Weihnachten und anderen Feiertagen für ein paar Wochen nach Hause fahre, um meine Familie wiederzusehen, Hotel Mama zu genießen, Freund*innen zu treffen, Königsberger Klopse zu essen, dann denke ich auch immer daran zurück, wie es war in Rheda aufzuwachsen. Ich hatte eine schöne Kindheit. In meiner kleinen Siedlung konnte ich viel mit anderen Kindern draußen spielen und ich habe viele schöne Erinnerungen an diese Zeit. Obwohl ich schon immer den Gedanken hatte, dass ich anders bin. Woher kam dieser Gedanke? So ganz genau kann ich das gar nicht sagen. Da stimmen mir bestimmt viele junge, queere Menschen zu: Man hat es einfach irgendwie im Gefühl. Je öfter man mit der heteronormativen Welt konfrontiert wird – und das passiert(e) einfach an jeder Ecke und überall – desto mehr denkt man sich: Hier passt irgendwas nicht! Ich hatte es einfach schon immer im Gefühl, aber nicht die Kraft, es mir selbst einzugestehen.

Heteronormativität

Eigentlich lässt sich fast alles fast immer auf die Gesellschaft schieben. Gerade das, was viele junge queere Menschen daran hindert, früher zu sich selbst zu stehen und selbst zu akzeptieren, dass sie schwul, lesbisch, trans, bi, etc. sind – das wird von der Geburt an bei vielen unterdrückt und gar nicht erst als Möglichkeit angesehen. Es ist die Norm, in der Werbung für einen Grill und Picknickzubehör ein heterosexuelles Paar mit zwei Kindern zu sehen, nicht die Ausnahme. Es ist die Norm, in einer Romanze zwei heterosexuelle Menschen auf ihrer gemeinsamen Liebesreise zu begleiten, nicht die Ausnahme. Es ist die Norm, in einer Matheaufgabe in der Schule von Markus und Martina zu



«Falling into places», Janis Löhner, 29,7 x 42,2 cm, Tusche auf Papier, 2023

lesen, nicht die Ausnahme. Warum eine Grillwerbung, eine Romanze und eine Matheaufgabe nur exklusiv für heterosexuelle Menschen zu sein scheinen? Die Antwort: Heteronormativität. Überall werden wir damit konfrontiert, es hat sich einiges getan, aber garantiert ist sie noch stark in der Gesellschaft verankert und zu meiner Kindheit war sie sicherlich noch präsenter. Nun werden Leute, die sich nicht so viel damit beschäftigen und im besten Fall auch noch heterosexuell sind, das Problem nicht sehen und erkennen: Sichtbarkeit. Wenn du aufgezogen wirst in einem Umfeld, das dir Heterosexualität immer und überall als »Normalzustand« ins Gesicht klatscht, dann ist es doch klar, dass man sich als pubertierender junger Mensch Gedanken macht, ob man »richtig« ist, ob man »einen Platz in dieser Welt« hat, ob man »normal« ist. Wenn du zuhause, in der Schule, auf dem Spielplatz, auf Familienfesten, etc. immer wieder daran erinnert wirst, dass alles andere als Heterosexualität nicht normal, komisch oder einfach auch »etwas Besonderes/Anderes« ist, dann willst du es nicht sein. Dann versteckst du dich selbst, im schlimmsten Fall für Jahre, belügst dich selbst und versuchst so gut es geht, »hetero« zu wirken und zu sein.

Das kann in vielen Fällen zu schlimmen psychischen Störungen kommen. Nicht zuletzt zeigen viele Studien, dass die Selbstmordrate bei jungen queeren Menschen sehr hoch ist – erschreckend, aber nicht überraschend.

Aber auch, wenn das Outing an sich gut läuft, was leider nicht immer der Fall ist – die Hürden hören nicht auf und der gesellschaftliche Druck wird nicht weniger. Ständig und überall besteht die Gefahr, dass sich queere Menschen rechtfertigen müssen und um Anerkennung und Akzeptanz kämpfen müssen – für ihre bloße Existenz. Die Gründung einer Familie stellt viele queere Menschen nach wie vor in eine prekäre Lage. Es müssen rechtliche und gesellschaftliche Laster überwunden werden, an die heterosexuelle Paare nicht mal denken müssen. Natürlich hat sich einiges getan, aber wenn man daran denkt, dass gleichgeschlechtliche Paare erst seit 2017 offiziell heiraten dürfen, die absolut

verabscheuungswürdige Konversionstherapie hierzulande erst seit 2020 verboten ist, 2023 immer noch über die Blutspende von Männern, die mit Männern Sex haben, diskutiert wird, dann sieht man, dass da noch deutlich Luft nach oben ist.

Daniel Reinhardt, 24 Jahre alt, schwul, Pronomen: er/ihn, aus Rheda-Wiedenbrück, studiert Kulturwissenschaften an der Europa-Universität in Frankfurt (Oder). Er beschäftigt sich mit Gender-sensibler Sprache. Aktuell arbeitet er am Museum Peter August Böckstiegel in Werther.

In blauer Tusche und vor dem Hintergrund eines ovalen, weißen Bildraumes befinden sich Figuren, Katzen und Gegenstände in einem Wirbel. Die Figuren sind nackt, verletzlich und in intimen Situationen, gemeinsam, oder allein. Gezeigt werden Gruppensituationen, Paare und Einzelkonstellationen, die im Begriff sind sich zu bilden. Außerhalb der heteronormativen Gesellschaft zu stehen braucht Raum. Raum, der durch Gemeinschaft vergrößert wird, wachsen und gestaltet werden muss.

Was wollen wir? Was ist Familie für queere Menschen? Geht Familie auch allein, oder mit meinem Haustier? Welche Gemeinschaft braut sich hier zusammen?

Fragen, für die der Künstler Janis Löhner in die Zwischenräume unsere Gesellschaft hineintaucht, sie mit persönlichen Erfahrungen ergänzt und Kippmomente des Privaten und Öffentlichen erschafft.

Janis Löhner hat von 2012 bis 2019 Freie Kunst / Malerei an der Kunstakademie Düsseldorf studiert. Er ist Mitbegründer des AURA Kunstraums in Düsseldorf. Die Tropen von Männlichkeit, Scham und homosexuelles Begehren sind Themen in zahlreichen Malereien von Janis Löhner. Seine Arbeiten wurden u.a. im K21 Düsseldorf, der Kunsthalle Düsseldorf, Kunstmuseum Solingen und der Baustelle Schaustelle in Essen gezeigt.



»Into the blue«, Janis Löhner, 50 x 40 cm, Tusche auf Papier, 2022

»Wer an Ballroom denkt, denkt automatisch an „Häuser“. Häuser funktionieren als alternative Familien, die neue, die ausgewählte Familie. Eine ausgewählte Familie, die eine*n akzeptiert und unterstützt und die eigene menschliche Entwicklung im Sinn hat. Ohne das Verständnis von Zusammenhalt und Familie könnten diese tollen Räume nicht entstehen. Im Ballroom sind wir gleichzeitig gegenseitige Mitstreiter und Verwandte. Gemeinschaft und Familienzugehörigkeit ist die Basis aus der die Kultur entstanden ist und besteht. Sei es im eigenen Haus, mit Hausmutter oder Geschwistern oder auf der Ball mit der Gemeinschaft.«

Essi Laveaux



»I was living in Russia for most of my life, but I left my homeland several months ago. Of course, my homelessness cannot be compared with the experience of people who lived in Ukraine and lost their homes to Russian bombs and bullets. In Russia, I would not have been murdered. Rather, the state of which I am a citizen stops me both in my academic aspirations and in the open expression of my queerness.

I don't like the word „family“ at all, even when we imagine a family outside of biogenetic kinship.

The etymology of the word reminds us of its patriarchal origins. The Latin familia (servants of a household and its members) originates from the word famulus which means „a servant, slave“. Even the so-called modern nuclear family assumes the existence of hierarchies and the exercise of control, at least between parents and children.

To my mind, to queer family is to shoot in the heart of the concept itself, to think of family not as a space of parenting and managing, but as a realm of co-becoming and interdependence beyond subject-object dichotomy, bounded individualism and human species pride. We can be members of a family with rain or sunshine, and then become relatives with plastic bottles and viruses. These families interexist without fixed boundaries. They cannot be classified by stable categories. They do justice to the ever-changing interlinked worlds which we earthlings inhabit.«

Misha, 07/2023

Carl Niklas Enderle (*2000) studiert seit 2021 an der HSBi Fotografie und Bildmedien. Außerdem ist er als freiberuflicher Fotograf im Bereich Mode- und Editorial-Fotografie tätig. In seinen Arbeiten beschäftigt sich Carl intensiv mit der queeren Community, in welcher er sich selbst bewegt. Besonders wichtig sind ihm dabei Fragen zur Entwicklung von Gender und Sexualität und die Repräsentation von marginalisierten Gruppen in unserer Gesellschaft. Dabei steht konkret immer das Ziel vor Augen, zu einer diversen Repräsentation beizutragen, welche Carl als Jugendlicher sich selbst gewünscht hätte.



While I Was Waiting Julia Autz



«While I Was Waiting», Julia Autz, 2017-2019

Seit fast 30 Jahren regiert Alexander Lukaschenka in Belarus. Es ist eine Generation herangewachsen, die ihre Heimat nicht ohne den autoritären Präsidenten kennt. Was bedeutet es, unter diesen Umständen aufzuwachsen? Durch die andauernden Repressionen gibt es immer weniger Menschen, die rebellieren und Widerstand leisten. Passiv, desillusioniert, und ratlos müssen sie sich mit den Regeln des Regimes arrangieren.

In meiner Arbeit zeige ich junge Menschen, die nach Individualität streben, welche in Belarus nicht erwünscht ist. Menschen, die aufgrund ihrer politischen Haltung, sexuellen Orientierung oder auch einfach nur wegen einer anderen Denk- und Lebensweise diskriminiert werden. Selbstverwirklichung kann nur noch in privatem Raum stattfinden. Im öffentlichen Raum dagegen sind die Menschen gezwungen sich anzupassen. Zurückgezogen in den eigenen vier Wänden, konzentrieren sie sich auf das eigene Leben und versuchen die Freiheit im Inneren zu konservieren. Anhand intimer Portraits der Menschen zeige ich, wie es sich anfühlt, unter diesen Umständen zu leben. Die Bilder für die Serie »While I Was Waiting« sind in der Zeit vor den Protesten entstanden und zeigen die Lebenssituation der Menschen: ein hoffnungsvolles Warten auf Veränderung.

Nach ihrem Diplom in Kommunikationsdesign an der Fachhochschule Darmstadt studierte sie Fotografie im Master of Arts an der Fachhochschule Bielefeld. Für ihre Projekt über die junge Generation in Belarus erhielt sie das 2018 Grenzgänger-Stipendium der Robert Bosch Stiftung. 2021 gewann sie mit ihrer Serie »While I Was Waiting« den renommierten Vonovia Award. Ihre Arbeiten wurden in nationalen und internationalen Einzel- und Gruppenausstellungen gezeigt.

Identitätsbildung und Rollenmodelle sind für das Familienbild von großer Bedeutung. Familie bedeutet Zugehörigkeit. Das Gefühl der Zugehörigkeit kann auch unabhängig von Blutsverwandtschaft oder Geschlecht gelebt und empfunden werden. Wir entscheiden selbst, wo wir uns geborgen und zugehörig fühlen. Im Prozess der Identitätsfindung kann eine selbst gewählte Familie helfen, die eigene Identität klarer zu formulieren. Das Porträt von Bela steht stellvertretend für solch eine Familie. Er spricht offen über seine Erfahrungen als Transmann und schafft eine Atmosphäre von Unterstützung und Vertrauen.

Leon Fender begann 2014 sein Studium in Fotografie und Medien an der FH (jetzt HSBI) Bielefeld. Im Sommer 2022 beendete er sein Studium mit seiner Abschlussarbeit fünf vor neun zum Thema soziales Geschlecht (Gender) und der Loslösung von gesellschaftlichen Konstruktionen. Er arbeitet an fotografischen Langzeitprojekten mit Fotografie und Bewegtbild.



»Bela in seinem Schlafzimmer«, Leon Fender, Berlin 2022

Maria Luplau (1848 – 1925) und Emilie Mundt (1842 – 1922) lernten sich an einer privaten Kunstschule in Kopenhagen kennen. Frauen waren damals an den staatlichen Akademien nicht zugelassen, und beide engagierten sich sehr dafür, das zu ändern, was ihnen 1888 schließlich gelang. Mundt und Luplau gingen für ihre weitere Ausbildung gemeinsam erst nach München, dann nach Paris. Zurück in Kopenhagen eröffneten die beiden ihre eigene Malschule, veranstalteten in ihrem Haus Salons, führten ein extrovertiertes Leben als selbständige Künstlerinnen und adoptierten eine gemeinsame Tochter, Carla Mundt-Luplau. Die zwei sind Teil meiner Serie »Freundinnen guter Kunst, Lesbische Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts«.

Martina Minette Dreier arbeitet als freie Künstlerin mit Themen wie Identität, Zugehörigkeit und Sehnsucht. Geboren in Bad Oeynhausen, studierte sie Malerei und Illustration am Fachbereich Gestaltung der FH Bielefeld (jetzt HSBI). Ihre bevorzugten Medien sind Malerei (auch gerne klassisch im Studio mit Öl) und die Zeichnung. Sie arbeitet an Langzeitprojekten zu folgenden Themen: »play gender«, Portraitserie der queeren Berliner Bohème (Dreiers Wahlfamilie); »Freundinnen guter Kunst«, Lesbische Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts; »My Ancestors«, die Notwendigkeit weiblicher Rolemodels in der Bildenden Kunst.



»Emilie Mundt, 1842 – 1922«, Martina Minette Dreier, Eitempera auf Leinwand, 10 × 10 cm

Martina Minette Dreier

Wahlverwandtschaft

Wenn bei jedem Familienfest die Kamera rausgeholt und »Alle mal lächeln!« gerufen wurde, haben mein Bruder und ich als Kinder genervt die Augen gerollt. Aber kaum sind ein paar Jahrzehnte vergangen, freue ich mich doch, dass diese Bilder gemacht wurden. Ach, hier ist der neue Freund der Cousine das erste Mal dabei! Bei wem war denn das Fest mit der Bowleschüssel? Wann sitzt Omma zum letzten Mal mit in der Runde? Eine Bestandsaufnahme über die Jahre, und im eigentlich stabilen Gefüge der Familie ein Kommen und Gehen.

Ich habe kürzlich einen Vortrag gehalten über meine Portraitserie der queeren Berliner Boheme, an der ich seit zwanzig Jahren arbeite. Wenn ich darüber spreche, entstehen vor meinem inneren Auge ganz wunderbare Beziehungen und Verflechtungen: wie ich meine Modelle kennenlernte, wer mich wem vorstellte, bei welchen Shows ich auf wen aufmerksam wurde. Ich erzählte von den Mitmach-Shows in der alten AHA am Mehringdamm, von den legendären Auftritten der Kingz of Berlin, und wie hieß noch die andere Gruppe, waren das die Sissy Boys? Die gibt es ja auch schon lange nicht mehr. Aber es gibt neue Kings, und neue Bühnen. Über die Bilder und die Portraitierten zu sprechen kommt mir vor wie durchs Familienalbum zu blättern.

Das Album meiner Wahlfamilie. In Tuntenkreisen werden genaue Genealogien erstellt: aus welchen verwandtschaftlichen Linien sich das Matriarchat zusammensetzt, wer von wem adoptiert oder als Schwester anerkannt wurde und wer wessen Dutten oder Modeschmuck erbt – alles wird detailliert auf Homowiki erfasst. Auch wenn sich das sehr humorvoll liest, bedient es im Kern die Frage nach der eigenen Herkunft, nach Zugehörigkeit und familiären Ähnlichkeiten und Vorbildern. Als Künstlerin habe ich weibliche Vorbilder lange Zeit schmerzlich vermisst. Mein treues »Lexikon der Malerei« konnte in 800 Jahren Kunstgeschichte nur zehn Frauen beim Namen nennen und ließ mich glauben, es hätte einfach keine malenden Frauen gegeben. Um Abhilfe zu schaffen, habe ich von jeder zeitgenössischen Künstlerin, über die

ich las, ein Porträt gezeichnet, in Postkartengröße, und unter dem Titel »My Ancestors« ausgestellt. Dann begann ich, in der Kunstgeschichte zu recherchieren und fand nicht nur jede Menge Malerinnen, Bildhauerinnen und Illustratorinnen, sondern unter ihnen auch viele Frauenpaare, die häufig einen gemeinsamen Haushalt führten und zusammen arbeiteten und reisten. Einige dieser Paare verband vielleicht eine platonische Lebensgemeinschaft, die so genannte »Boston Marriage«, aber andere zeigten sich ganz offen als Liebespaare. Auch ihnen setze ich ein visuelles Denkmal: ich benutze das »Pigmentsortiment für Ikonenmaler« und schaffe mit Eitempera kleine Porträts dieser Künstlerinnen für die Serie »Freundinnen guter Kunst/Lesbische Künstlerinnen des 19. Jahrhunderts«.



»Maria Luplau, 1848 – 1925«, Martina Minette Dreier, Eitempera auf Leinwand, 10 x 10 cm

Ich verließ die Heimat
Es zog mich an fremde Gestade
einen Gatten zu frei'n.
Ich machte mir ein weisswollenes Kleid
und umwarb einen Butt.
Der fand mich trocken und viel zu fein.
Da datete ich einen Albatros.
Der traute sich nicht und ließ mich sitzen.
Ein stattlicher Wikinger sollt' es dann sein.
Ich kochte und hoffte
und bildete mir
zehn hübsche Kinderchen ein.
Ich wusch die vergrauten Gardinen
doch zu unser'm Termine
stellte der Herr sich nicht ein ...

Peter Möller studierte Kommunikationsdesign an der FH Bielefeld und Zeichnung an der Kunsthochschule Berlin Weissensee. Er war Meisterschüler bei Nanne Meyer und ist Mitglied im Deutschen Künstlerbund. Seit 2002 ist er an zahlreichen künstlerischen Initiativen und Ausstellungen im In- und Ausland beteiligt u.a. mit partizipativen Projekten im öffentlichen Raum oder gezeichneten Recherchen. Mit gesammelten Faksimiles, Fotografien, Gegenständen sowie eigenen und recherchierten Texten schafft er poetische Konglomerate, die auf die Personen und ihre Geschichten verweisen. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen wie den Mart-Stam-Preis Berlin, den Benninghauspreis Berlin, den Haus-der-Kunst-Preis (München), und den Kunstpreis des Landschaftsverbandes Osnabrücker Land.



»Icelandbride«, Peter Möller, Mantelobjekt aus Wollgrasähren,
Performance, Island 2010. Foto: Maja Lukas



All about Eve (and Adam) Ute Friederike Schernau

Das Wort Paradies bringt in mir, seit ich als Kind davon gehört habe, eine Saite zum Klingen. Es weckt in mir Sehnsüchte nach einem Leben in Einklang mit der Natur. Bilder von Gärten mit Tieren und nackten Menschen tauchen vor meinem geistigen Auge auf. Von einem Leben ohne Leid in Fülle. Gleichzeitig verbinde ich es mit dem Gefühl eines tragischen Verlustes, mit Scham, vielleicht einem schlechten Gewissen. Zeit wird mir gewahr: Endliche Lebenszeit, das mögliche Alter unserer Welt und, im Gegensatz zum momenthaften Glück, auch Ewigkeit. Aber was hat es mit dieser offenbar tief im Menschen verankerten Nostalgie nach einem verloren Ort des Glücks auf sich?

In meiner Serie »All about Eve (and Adam)« hinterfrage ich die gesellschaftliche Sehgewohnheit und Voreingenommenheit in Bezug auf das öffentliche Zurschaustellen von Nacktheit. Die Arbeit bezieht sich auf den Ursprungsmythos, der von Problemen erzählt, die bis in unsere heutige Zeit Gültigkeit haben: das Annehmen des eigenen, unvollkommenen Körpers, Verletzlichkeit, Sterblichkeit. Der Wunsch nach Freiheit und die Frage nach der Harmonie.

Ute Friederike Schernau, geboren in Essen, studierte Fotografie an der FH Bielefeld bei Professorin Katharina Bosse und schloß mit Diplom ab. Ihre künstlerischen Arbeiten wurden in Brooklyn, Paris, Hamburg, sowie in Münster in verschiedenen Ausstellungen gezeigt. In ihren künstlerischen Themen geht es um Natürlichkeit. So setzt sie sich mit der Darstellung des menschlichen Körpers in seiner Verletzlichkeit und Unvollkommenheit auseinander. Sie hat ein Buchprojekt zum Thema »Plastik« mit ihren Söhnen fotografiert, das u. a. beim Photo Festival in Athen gezeigt wurde. Sie arbeitet für Magazine wie DIE ZEIT, art Magazin und für lokale Unternehmen.

Xenia Gromak

Ehe für alle nur nicht für lesbische Mütter



Laut dem Gender Gap Report (2022) bekommen Frauen die gleichen Rechte wie Männer im Jahr 2154 – wenn wir so weitermachen wie bisher. Wie lange dauert es aber noch, dass bis gleichgeschlechtliche Eltern die gleichen Rechte bekommen?

Die Homosexuellen bekommen die Rechte nach und nach, immer wie ein Gnadengeschenk von oben. Die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft war erst 2001 möglich. Mit echter Gleichstellung hatte sie aber nichts zu tun. Erst später kamen Angleichungen in z.B. Erbschaftsrecht und Steuerrecht.

Familiengründung für lesbische Frauen war schon immer schwierig. Lesbische Frauen, sowie alleinstehenden Frauen, hatten lange keinen Zugang zur reproduktiven Medizin. Auch jetzt wird der Zugang immer noch erschwert. Man muss also ein Elternteil mit Penis haben, um me-

dizinische Hilfe beim Kinderwunsch zu bekommen. Ja, auch als Hetero-Paar muss man viele Kriterien erfüllen, damit die Krankenkasse die Kosten der künstlichen Befruchtung übernimmt. Aber kaum jemand weiß, dass lesbische Paare nicht mal Anspruch auf eine Beratung auf eigene Kosten haben: »Ich darf sie nicht beraten, ich will meinen Job nicht verlieren, sie verstehen doch«, so die Frauenärztin (Bielefeld, 2015).

Lesbische Paare wurden und werden immer noch mit dem Kinderwunsch allein gelassen. Bekommt ein Hetero-Paar ein Kind durch Samenspende und künstliche Befruchtung, wenn der Mann z.B. zeugungsunfähig ist, dann wird das Kind automatisch das Kind beider Eltern. Denn der Vater ist der Ehemann der Mutter. Obwohl es bekannt ist, dass das Kind durch Samenspende geboren ist, interessiert es niemanden, dass das Kind das Recht auf seine Abstammung hat. Bekommt ein lesbisches Paar ein Kind durch Samenspende und künstliche Befruchtung (auf eigene Kosten im Ausland), so sagt der Gesetzgeber: Nein, hier muss die Bindung, die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Verhältnisse geprüft werden. Denn diese Bindung kann ja nur durch Blutsverwandtschaft oder die Zeit entstehen. Hier ist plötzlich das Abstammungsgesetz im Spiel.

Das war auch bei uns der Fall. Wir lebten 5 Jahre mit unerfülltem Kinderwunsch und dann hat es endlich geklappt – künstliche Befruchtung in einer Klinik im Ausland. Zurück in Deutschland mussten wir weiterkämpfen, denn Hormonbehandlungen zur Erhaltung der Schwangerschaft stehen ja nur den Hetero-Paaren zu. Hilfeleistung beim Kinderwunsch der lesbischen Paare ist zwar nicht verboten, aber auch nicht ausdrücklich erlaubt. Unsere Ärztin schrieb in ihre Akte: Progesteron zur Behandlung von Wechseljahren. Zu mir sagte sie »ich tu jetzt so, als ob Ihre Frau ein One-Night-Stand mit einem Mann hatte«. Ja, danke. Eigentlich hatte ich so was wie »herzlichen Glückwunsch« erwartet. Die komplette Schwangerschaft lebte ich in ständiger Angst. Ich hatte Angst, dass etwas passiert und auch Angst davor, wie es weitergeht. Es war keine »Herzlichen-Glückwunsch-Sie-Werden-Eltern-Schwangerschaft«, das war ein Kampf mit dem System, welches sich an die Realität nicht anpassen will.

Dann ist mein Sohn geboren. Und es ging los – die Stiefkindadoption. Ich musste mein eigenes Kind adoptieren. Wir saßen beim Notar und dieser Mann versuchte mir zu erklären, dass das alles schon richtig sei, ich sei ja kein Mann. Wir gingen zum Jugendamt und dort wurde mir genauso erklärt, dass das Prozedere der Stiefkindadoption dem Kindeswohl diene. Die Jugendamtsmitarbeiterin glaubte ernsthaft fest daran, dass sie etwas Gutes tut, indem sie prüft, wie gut meine Bindung zu meinem eigenen Kind ist. Wir mussten unzählige Formulare ausfüllen und genau beschreiben wie unser Alltag aussieht, zu wem das Kind läuft, wenn es sich weh getan hat, ob wir gemeinsam Kekse backen und munter durch den Wald hüpfen (mein Sohn war einen Monat alt). Dann folgte die Prüfung der wirtschaftlichen Verhältnisse und ein gesundheitliches Zeugnis musste ich auch vorlegen. Unsere Wohnung wurde auch genau inspiziert. Im Bericht stand dann, die Wohnung sei zwar klein (3 Zimmer, 75qm), dennoch geeignet für das Kind. Was wäre wohl, wenn alle Hetero-Paare durch dieses Prozedere durchmüssten? Das Kind kommt durch Samenspende zur Welt? Ok, schwups – Stiefkindadoption. Und was ist, wenn durch Eizellspende? Knirscht, das System kippt. Das passt gar nicht mehr in die utopische Vater-Mutter-Kind-Welt.

Die Stiefkindadoption hat ein Jahr gedauert. Der Termin zur Gerichtsanhörung wurde auf meinen Geburtstag gesetzt. Ein Jahr nach der Geburt meines Kindes hat mir das Gericht erlaubt, Mutter meines eigenen Kindes zu sein. Nein, das war kein Geschenk, das war ein Symbol dafür, dass Kindeswohl in diesem System nichts bedeutet.

Zwei Monate später verkündete Angela Merkel, sie würde die Ehe öffnen. Es gab eine Abstimmung, die Mehrheit stimmte dafür. Die Ehe für alle sollte die Rechte der lesbischen Mütter im Abstammungsrecht angleichen. Ein Kind, welches in eine Familie hineingeboren wird, soll auch das Kind beider Eltern sein, so wie es auch in Hetero-Ehen der Fall ist. Dies ist aber nicht geschehen.

Es gab trotzdem ganz viel Sekt, Regenbogenfahnen, Einhörner, Konfetti und die Presse schrieb »wir haben es geschafft«. Deutschland sei so demokratisch, so frei, so liberal. Denn das Abstammungsgesetz



interessierte keinen. Viel wichtiger war es der Welt zu zeigen, wie gay-friendly unser Land ist. Die Ehe mag für alle sein, nur nicht für lesbische Mütter und deren Kinder. Was bringt mir das Wort »Ehe«, wenn ich meine Rechte nicht habe?

Es sind 5 Jahre seit der Eheöffnung vergangen. Die Situation von lesbischen Familien ist dieselbe. Lesbische Mütter sollen alle Rechte bekommen. Das sind Menschenrechte, die mit dem Abstammungsgesetz verletzt werden. Die Adoption des eigenen Kindes ist eine Zumutung, eine Erniedrigung und dient definitiv nicht dem Kindeswohl.

Meine Familie passt zwar nicht in die utopische Vorstellung der weißen männlichen privilegierten Gesellschaft, das ändert aber nichts an der Wirklichkeit; denn meine Familie ist keine Utopie, uns gibt es wirklich.

Xenia Gromak ist Fotografin und bloggt seit vielen Jahren auf ihrem Instagram Account @true_type zu Themen wie Homophobie, Sexismus, Rassismus und anderen Konstrukten unserer Gesellschaft. Im Jahr 2012 hat sie den Abschluss an der FH Bielefeld in Fotografie gemacht und begann 2022 ein Studium in den Kulturwissenschaften. Xenia Gromak lebt zusammen mit ihrer Frau und dem gemeinsamen Sohn in Düsseldorf.

Familienliebe

Aline Egerding



In der Vergangenheit, durfte ich schon einige queere Familien und Paare fotografisch festhalten, aber ich habe dadurch auch leider einen kleinen Einblick in die Hürden der Familienplanung bekommen. Gerade deswegen, bin ich auch immer sehr dankbar, wenn ich solche Bilder veröffentlichen darf, weil ich dadurch hoffe, dass sich das Thema endlich normalisiert und sich in Zukunft etwas ändert und es leichter für queere Paare wird, eine Familie zu gründen.

Nach einem Praktikum in einem klassischen Fotostudio bin ich meiner zweiten Leidenschaft nachgegangen und habe eine Ausbildung zur Erzieherin gemacht. Durch meinen Mann Patrick Egerding und sein Filmstudio bin ich dann 2017 wieder zur Fotografie gekommen und bin seitdem als Familien- und Hochzeitsfotografin in Solingen tätig. Letztes Jahr konnte ich mir dann auch endlich meinen Traum von einem eigenen Boho Tageslichtstudio erfüllen. Ich bin unendlich dankbar für alle Menschen, die ich seit 2017 kennenlernen durfte und für die ich Erinnerungen, in Form von Bildern und Videos, schaffen konnte. Da ich selbst weiß, wie wichtig diese Erinnerungen eines Tages sein können, ist mir meine Arbeit eine umso größere Herzensangelegenheit.

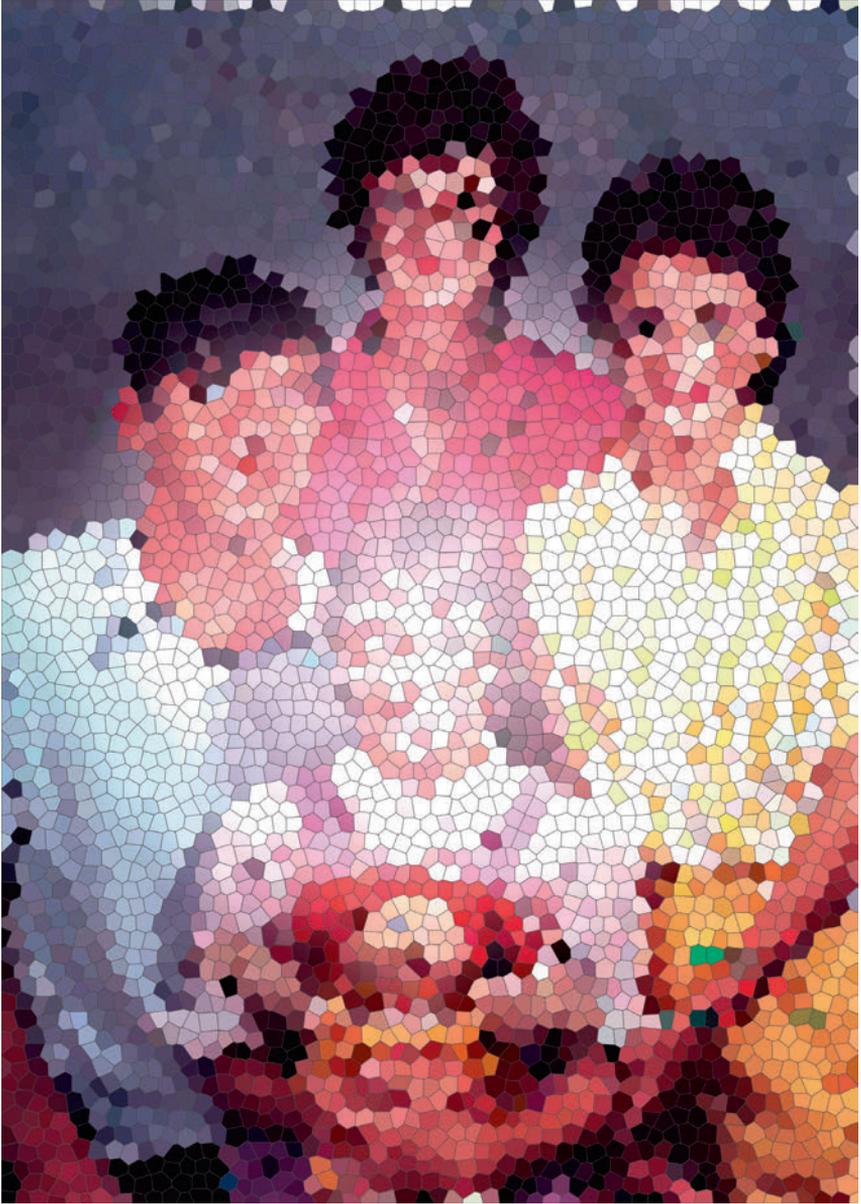
In ihrer Arbeit TRIADEN beschäftigt Ute Klein sich mit der Abbildbarkeit von Familienbeziehungen und dem Versuch, Liebe und das zwischenmenschliche Spiel in Formen und Farben abzubilden. Komplexe Gefühlswelten werden in skulptural anmutende Posen übersetzt. Die ineinander verdrehten und gebeugten Körper richten sich auf, falten und umschlingen einander. Sie halten, dehnen und öffnen sich. Sie wahren die Balance. Es scheint leicht und einfach, wie ein verworrener Tanz oder ein schwingender Ringkampf. Wo höre Ich auf, und wo fangen Wir an?

Ute Klein studierte an der Folkwang Universität der Künste in Essen und am Royal College of Art in London. Ihre Arbeit befasst sich mit dem Genre des Stilllebens als Hinterfragung der Wahrnehmung und Akzeptanz des fotografischen Bildes. Ihr Interesse gilt skulpturalen, performativen sowie räumlichen Aspekten der Bildgestaltung.

Ute Klein hat europaweit an Ausstellungen teilgenommen und ist in verschiedenen Sammlungen und Publikationen mit ihrer Arbeit vertreten. Werke von ihr wurden bereits im »gute aussichten« Ausstellungszyklus gezeigt und waren Teil der »Bloomberg New Contemporaries« in England, sowie der Ausstellungsreihen »faceless« in Österreich und »Seeing her Ghosts«. Ihre Bilder wurden mit dem Kunstpreis Fotografie der Stadt München ausgezeichnet. Als Gastkünstlerin hat sie bereits am MuseumsQuartier in Wien und in Dänemark Thisted gearbeitet und wurde zur Plat(t)form im Fotomuseum Winterthur eingeladen.



Untitled
Nora Hase



Außerhalb des klassischen Familienkonzepts sind queere Familien in unserer Gesellschaft immer noch kaum sichtbar. Mit meinem Projekt möchte ich diesen gegenwärtigen Status quo Frage stellen und die Definition dessen, was wir als »Familie« sehen, aufbrechen. Bei den Bildern handelt es sich um sogenanntes »Found Footage aus dem Internet«, welches ich durch digitale Fotomanipulation unkenntlich gemacht habe. Die Bilder erinnern so zwar immer noch an ein Familienbild, geben aber jetzt die Möglichkeit, zu fragen: Warum »erkennen« wir die Bilder immer noch als solche? Welche Personen sind auf Familienbildern, wie wir sie definieren, zu sehen und welche Personen dürfen sich in welcher Konstellation in unserer Gesellschaft als Familie bezeichnen? Welche Bilder haben wir sofort im Kopf, wenn wir von »Familie« sprechen? Gleichzeitig wird durch die Unkenntlichmachung die allgegenwärtige Definition der Familie als »Vater, Mutter, Kind« aufgeweicht und somit Platz für andere Versionen geschaffen. Ich möchte einen visuellen Raum bereitstellen, in dem queere Individuen und Familien die Möglichkeit haben, sich aktiv an der Definition und Vorstellung dessen zu beteiligen, was Familie für sie bedeutet, und ihre Geschichten und Erfahrungen zu teilen.

Nora Hase ist visuelle Künstler*in und studierte Fotografie an der Fotoakademie Köln. Mit Hilfe von fotografischen und manipulierten Bildern setzt sie sich mit dem Thema der Identität auseinander und hinterfragt eigene und gesellschaftliche Sehgewohnheiten. Ihre Arbeiten bieten die Möglichkeit, die eigenen Sichtweisen, den eigenen Standpunkt in Bezug auf Gesellschaft und Lebensumfeld zu reflektieren und neu zu denken.

Können Barbie und Ken mehr sein als Schönheit und Plastik? Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, die Puppen in ein anderes Licht zu rücken: Ich inszeniere sie homo- oder transsexuell. Auf Englisch – oder in »modernem Deutsch« – könnte man sie auch queer nennen.

Auf Instagram und in meinem Kalenderprojekt finde ich die Möglichkeit, mit meinen Queerdolls eine relevante Botschaft zu vermitteln. Ich selbst habe Glück, dass ich nicht unter Diskriminierungen leiden muss. Aber es gibt viele, denen das begegnet. Deswegen gestalte ich Szenarien gegen Homophobie und Transphobie, für Gleichstellung, Akzeptanz, Vielfalt und letztlich auch etwas über Liebe.

Für diesen großen Wunsch setze ich in Kleinarbeit an: Mit den Puppen stelle ich den queeren Alltag nach und möchte damit gleichsam die Normalität dieser Beziehungsform vermitteln sowie das konventionelle Bild der Barbie aufbrechen. Meine Puppen sind teils BIPOC, trans- oder homosexuell, eine sitzt im Rollstuhl. Durch die liebevoll anmutenden Szenarien sollen die Betrachtenden mehr Verständnis für gleichgeschlechtliche Beziehungen erlangen. Ich möchte grundsätzlich zeigen, dass wir als queere Gemeinschaft niemandem in der Gesellschaft etwas wegnehmen, sondern einfach nur eine Bereicherung sind. Und dass es in der heutigen Zeit immer noch nötig ist, etwas dafür zu tun. Inzwischen habe ich meinen 7. Queerdolls-Kalender veröffentlicht und Barbie & Ken sind endlich als »Out« etabliert.

Jessica Kroll-Holtmann, Jahrgang 1968, ist gebürtige Dortmunderin und selbständig. Sie ist verheiratet und lebt seit 2012 mit ihrer Frau und ihren zwei Minischauzern in Bielefeld. Die »Queer Dolls« wurden bereits in Köln, Berlin und Bielefeld gezeigt.



Jesus in der Tüte

Hanna Tomlin



Attila & Jörg sind ein verheiratetes Paar. Sie verabschieden sich von Konventionen und Konservativem und begegnen gesellschaftlichen Klischees mit Humor. Mit dem Bild »Jesus in der Tüte« zeige ich die Konflikte eines queeren Paares mit heteronormativen, christlichen Konventionen und Erwartungshaltungen der Gesellschaft, symbolisiert durch die Christusfigur. Die Tüte zeigt das nicht Benötigte. Der Vorhang, der zur Seite gezogen wurde, steht metaphorisch für ein Heraustreten aus dem Verborgenen.

Für Hanna Tomin stehen in ihren Fotografien immer der Mensch im Mittelpunkt. Der Mensch mit seinen Emotionen, seinem Bestreben, seinen Innenwelten, seinen Beziehungen zu anderen Menschen und zur Natur. Ihre Lichtgestaltung und einfachen Requisiten schaffen atmosphärische, oft surreale Bildkompositionen, die unsere Wahrnehmung in Frage stellen, Bildelemente stehen in metaphorischen Zusammenhängen, die zu Neuinterpretation von Vertrautem anregen. Hanna Tomin wuchs in Rumäniens auf, hat an der Fachhochschule und Fotoakademie Köln studiert und arbeitet als Medientechnikerin und freie Fotografin in Köln.

Sticken ist eine textile Technik, bei der ein Trägermaterial mittels Durchziehen oder Aufnähen von Fäden verziert wird. Traditionellerweise gilt die Wohnstube (das Familienzimmer) als Ort zum Handarbeiten. Gleichzeitig ist es ein Raum für Geschichten, auch derjenigen, die nicht erzählt werden. Mehr als 10.000 homosexuelle Männer wurden in der Zeit des Nationalsozialismus in Konzentrationslagern verschleppt und mit dem Rosa Winkel gekennzeichnet. Die Todesrate liegt bei etwa 50 bis 60 Prozent. Der rosa Winkel ist ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze nach unten zeigt. Er wird mittels Durchziehen oder Aufnähen von Fäden auf das Trägermaterial an der Häftlingskleidung angebracht. Die Bundesrepublik Deutschland hielt zwei Jahrzehnte lang an der Fassung des §175 aus der Zeit des Nationalsozialismus fest, erst 1994 wurde er aufgehoben. 2002 hob der Bundestag die NS-Urteile gegen Homosexuelle auf. 2011 verstarb der letzte überlebende Häftling, der einen Rosa Winkel zu tragen hatte. 2017 einigte sich der Bundestag darauf, homosexuellen Männer, die bis 1994 nach §175 verurteilt wurden, bei Antragstellung, mit 3000 Euro für jede Verurteilung und 1500 Euro für jedes angefangene Haftjahr zu entschädigen. To be continued...

Dominik Geis schloss 2018 sein Studium der Freien Kunst an der Kunstakademie Düsseldorf als Meisterschüler von von Prof. Marcel Odenbach ab. Ausgehend von Körperlichkeit, Gesten, sozialen Strukturen und der darin verwurzelten kulturell geprägten und gesellschaftlich aufgeladenen Bildervielfalt gilt sein Interesse den Zwischentönen, Uneindeutigkeiten und Ambivalenzen, die auf der einen Seite durch das Medium selbst, auf der anderen Seite durch Bild gewordene soziologische und kulturelle Beobachtungen be- und verhandelt werden. Seine Werke waren in Einzelausstellungen, u.a. in Bottrop, Bern, Bochum und Düsseldorf, sowie in verschiedenen Gruppenausstellungen und Screenings, u.a. in Beijing, Paris, Athen und Los Angeles zu sehen. Zuletzt wurden seine Arbeiten in Düsseldorf in der Kunsthalle im KIT und der K21 Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen ausgestellt. Er erhielt das Baker Tilly Künstlerstipendium, den Kunstpreis der NRW Bank, das LKART Stipendium der Julia Stoschek Collection und den Förderpreis der Diözese Rottenburg-Stuttgart.



•Er stickt•, Dominik Geis, Stickrahmen, Leinen, Nadel, Faden, Gravur, ca. 35 x 25 cm, 2023, Foto: Jana Buch

Eva da Silva Antunes Alves

Familiäre Intimität im Innenraum – Wie Räume (queere) Familienbilder prägen

Ein Wohnort bezeichnet einen intimen Raum der Privatsphäre, der im Kontrast zum öffentlichen Raum nur für ausgewählte Personen und Lebewesen zugänglich wird. Dieser Raum ist eng mit geschlechtlichen Rollen und Vorstellungen verknüpft, die seit dem 19. Jahrhundert die heteronormative Kernfamilie zum Ideal erheben.

Diese Tradition hat sich im Zuge der Industrialisierung und mit der Entstehung des Bürgertums entwickelt. Damit einher geht auch die Entwicklung der Vorstellung vom Wohnen als Ort der Entfaltung der eigenen Persönlichkeit: Erstmals war es einer breiteren Masse möglich, sich selbst durch Einrichtung zu verwirklichen, was – wie Irene Nierhaus beschreibt – zur »Konstruktion eines Privaten«¹ in Abgrenzung des Öffentlichen führt.

Der Drang, eine neue gesellschaftliche Ordnung zu erstellen und aufrechtzuerhalten, sorgt im 19. Jahrhundert für eine Verschmelzung von Geschlecht und Interieur, in der öffentliche Räume männlich, private Räume jedoch weiblich konnotiert werden.² Dies geschieht über die funktionale Verknüpfung von der Frauen zugeschriebenen Care-Arbeit und dem privaten Wohnraum, im Kontrast zu Männern zugeordneter Lohnarbeit, die im öffentlichen Raum verortet wird.

Mit dieser Ordnung, die in der Rollenaufteilung der heteronormativen Kernfamilie begründet liegt, wird das Einfamilienhaus als ideale Wohnform etabliert. In dieser sind die unterschiedlichen Raumsphären in ihrer Funktion geschlechtlich aufgeladen und bestärken dadurch die

1 Nierhaus, Irene. »Sichtbare Seelen. Zur Entwicklung des Inneren im bürgerlichen Wohnen.« In: Dies. (Hg.). ARCH. Raum, Geschlecht, Architektur, Wien, 1999. S. 93

2 Söntgen, Beate. »Frauenräume – Männerträume. Interieur und Weiblichkeit im 19. Jahrhundert.« In: Sabine Schulze (Hg.), Innenleben. Die Kunst des Interieurs. Vermeer bis Kabakov. (anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, Städtisches Kunstinstitut und Städtische Galerie, Frankfurt a. M. 1998–1999), Ostfildern: Hantja Cantz, 1998. S. 204



»Kaila und Donna«, Daniel Schumann, aus der Serie »International Orange«, Oakland, September 2012

Verschränkung des Familienkonstrukts, bestehend aus Mutter, Vater und Kind, mit dem Innenraum.³ Rolle und Geschlecht sind so eng mit Funktion und Raum geknüpft.

Der Fotograf Daniel Schumann fotografiert für die Serie »International Orange« unterschiedliche Familienkonstruktionen, die von dem beschriebenen heteronormativen Konstrukt, das auch heute in einer kapitalistisch patriarchalen Gesellschaft weiterhin vorherrschenden Norm bleibt, abweichen. So zeigt eine der Fotografien das Porträt zweier Personen, die sich schnell als Elter-Kind-Konstellation identi-

³ Spengler, Lars. Bilder des Privaten. Das fotografische Interieur in der Gegenwartskunst. Bielefeld, 2011. S.115

fizieren lassen: Auf einer schlichten braun gepolsterten Holzbank sitzen ein Kind und eine erwachsene Person, die den rechten Arm um das Kind gelegt hat und liebevoll auf es hinabschaut. Bereits durch diese vertraute Pose, in der die erwachsene Person den Fokus auf das Kind legt, welches selbst direkt in die Kamera schaut, wird eine intime Bindung zwischen den beiden etabliert. Während das Kind durch die schulterlangen, zu Braids geflochtenen Haare und ein rosa-pinkes Oberteil leicht als Mädchen identifizierbar zu sein scheint, bleibt die geschlechtliche Zuschreibung des Elter offen. So scheint das ebenfalls schulterlange Haar ebenso wie das bartlose Gesicht auf eine weibliche Person schließen zu lassen, während die Kleidung und auch die Körperhaltung, mit breit auseinanderfallenden Knien und einer locker in den Schritt fallenden Hand, diese Annahme verunsichern, sind sie doch eher männlich kodiert.⁴ Der restliche Raum ist ebenfalls schlicht gehalten: Im Hintergrund sind eine weiße Wand und ein mit transparent weißen Vorhängen verhangenes Fenster zu erkennen, das zusätzlich mit Jalousien verschlossen ist und den Blick nach außen versperrt. In der rechten Raumecke ist ein Beistelltischchen zu erkennen, auf dem zwei Bilder und eine weiße Kopfplastik platziert sind. Der dunkle Holzboden wird von einem gemusterten Teppich verziert. Durch diese Details wirkt der auf den ersten Blick in gedeckten Farben gehaltene und beinahe leere Raum belebt und lässt sich als Wohnraum identifizieren. Laut Lars Spengler wird das fotografische Interieur spätestens seit den 1980er Jahren auch in der Kunst immer präsenter. Die Bildgattung des Interieur wird dabei zusätzlich durch die dem Medium Fotografie inhärente Wirklichkeitsnähe aufgeladen.⁵ Als Bildgattung existiert das Interieur bereits seit dem späten Mittelalter. Als Subgattung der Genremalerei wird es Teil der Kunstgeschichte.⁶ Thema der Darstellung ist dabei das Alltägliche und Private im Kontext des Innenraumes. So

⁴ Das Bild ist im Buch *International Orange* von Daniel Schumann abgedruckt, in dem die fotografierten Personen durch eigene Statements und Biografien zu Wort kommen. Die hier verfasste Beschreibung bezieht sich allein auf die Bildebene. Jegliche geschlechtliche Zuschreibung ist also eine lediglich bildlich begründete Zuschreibung.

⁵ Spengler. *Bilder des Privaten*, 2011. S.7

⁶ Vgl. Kemp, Wolfgang. »Beziehungsspiel. Versuch einer Gattungspoetik des Interieurs.« In: Sabine Schulze (Hg.). *Innenleben*, 1998. S. 17ff

wirkt auch die hier dargestellte Szene wie ein Einblick in einen privaten Moment, der durch die vertraute Geste bestärkt wird. Die Verortung innerhalb des Wohnraumes verleiht dieser Vertrautheit eine alltägliche Wirkung. Denn das Interieur suggeriert die subjektive Wirklichkeit des dem Interieur inneren Subjekt.⁷ Oder anders: alle Subjekte im Interieur ordnen sich dem Wirklichkeitsbegriff zu, der durch das Interieur aufgebaut wird. Elter und Kind ordnen sich also in den abgebildeten Innenraum ein, der zunächst als Wohnzimmer identifiziert, zum Wohnraum der beiden Subjekte wird. Innerhalb dieses Interieurs können die beiden Personen so als vollständige Familie wahrgenommen werden. Das Interieur ist »[ein] Ort, der Ursprung verheißt und in dieser Verheißung Identität verspricht«,⁸ so Beate Söntgen. Die identitätsformende Ebene einer familiären Zugehörigkeit wird im Interieur erfahrbar, und mehr noch: es wird ihr eine ursprüngliche Wahrheit unterstellt. Dem abgebildeten Interieur liegt ein Wirklichkeitsbegriff zugrunde, der sich in der Wahrnehmung dessen offenbart. Dieser Wirklichkeitsbegriff wird durch Strukturen, Anordnungen, Gegenstände, Farben und Materialien im Innenraum erzeugt und ist dabei mit verschiedensten Bedeutungen aufgeladen. Die schlichte Möblierung, die natürlichen Materialien, aber auch die wenigen ausgewählten Dekorationen ergeben so im Zusammenspiel mit den abgebildeten Personen ein Wirklichkeitsgeflecht, in das sich die beiden Personen zugleich auch einfügen. Dabei wird eine Form der Weltanschauung deutlich, die dem Subjekt oder den Subjekten, die zum Interieur gezählt werden, zugesprochen wird. So ergänzen sich die klaren Linien des Innenraumes und die in ebenso in gedeckten und natürlichen Farbtönen gehaltene schlichte Kleidung des Elter. Sind Subjekte im Interieur angeordnet, müssen sie sich stets zu diesem verhalten – sie können sich ihm nicht entziehen. Dabei können sie sich entweder in die aufgezeigte Struktur einfügen oder sich dieser widersetzen. In diesem Bild fügt sich die erwachsene Person ganz deutlich in das Interieur ein. Auf diese Weise wird offenbar, dass

7 Söntgen, Beate. »Interieur. Vom Wohnen in Bildern.« In: Bettine Menke, Christoph Menke, Eva Horn (Hgs.). *Literatur als Philosophie. Philosophie als Literatur*. München, 2006. S.139

8 Söntgen. »Interieur.« 2006. S.139

die hier gezeigten Wirklichkeits- und Wahrnehmungsstrukturen vom erwachsenen Subjekt ausgehen. Das Kind wird von diesen Strukturen umgeben – fällt es doch in auffälligen Farben gekleidet beinahe aus der harmonisch ruhigen Anordnung des Raumes heraus, hält das Elter es doch gleichzeitig auch schützend und liebevoll im Arm. So bietet das hier abgebildete Interieur Einblick in das Verhältnis der beiden zueinander und in die vorherrschende Elter-Kind-Dynamik, in der das Elter zwar einen schützenden Rahmen bildet, der anhand der Gegenstände des Raumes weiter definiert werden kann, gleichzeitig aber auch den Freiraum lässt, in dem das Kind aus diesem Rahmen hinaustreten kann. Die in den Wohnraum eingeschriebenen Familienkonstruktionen und darüber hinaus die damit verbunden geschlechtlichen Strukturen, sind wie eingangs beschrieben, so eng miteinander verknüpft, dass sie unweigerlich zum Thema der Fotografie werden. Jede Thematik des Interieurs bezieht sich doch auch immer auf dessen Subjekt. So ist es nicht möglich, dass sich das Subjekt im Interieur geschlechtlichen Strukturen gänzlich entziehen kann.

Den im Bild angelegten Fragen nach dem Begriff der Familie, sind unweigerlich auch Fragen nach Geschlecht inbegriffen. Das heteronormative Familienideal, das auf einem binären Geschlechtssystem und der Gegenüberstellung von Mann und Frau basiert, wird hier unterwandert. Zum einen wird diese Binarität durch die Abwesenheit eines zweiten Elternteils in Frage gestellt. Diese wird hier keineswegs als Fehlstelle aufgezeigt, scheinen doch Kind und Elter als abgeschlossene Einheit. Zum anderen wird ebendiese vermeintliche Leerstelle durch die zuvor beschriebene nicht eindeutige Zuordnung zum weiblichen oder männlichen Geschlecht, und damit zur Mutter- oder Vaterrolle, der erwachsenen Person aufgehoben, sind doch diese klar gegenübergestellten Rollen in dem dargestellten Elter verschmolzen oder gar gänzlich getilgt. Das durch das Interieur abgebildete Wahrheitskonstrukt, das sich im abgeschlossenen Raum auf die beiden dargestellten Personen auswirkt, prägt so das Bild einer Familie. Diese bricht dabei mit der Vorstellung der heteronormativen Kernfamilie und ermöglicht so eine Erweiterung um eine queere Alternative.

Literatur

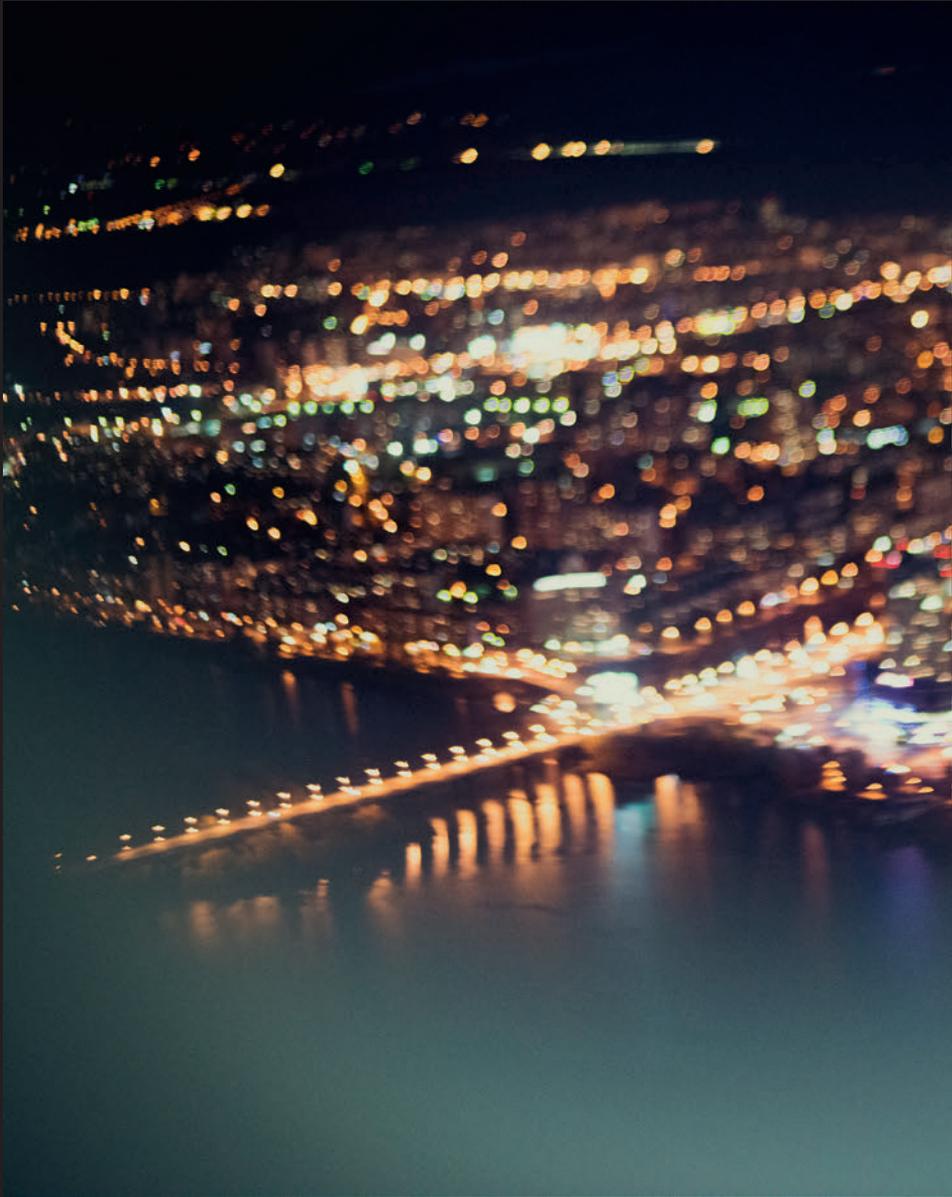
Nierhaus, Irene. »Sichtbare Seelen. Zur Entwicklung des Inneren im bürgerlichen Wohnen.« In: Dies. (Hg.). ARCH. Raum, Geschlecht, Architektur, Wien, 1999. S. 87–113.

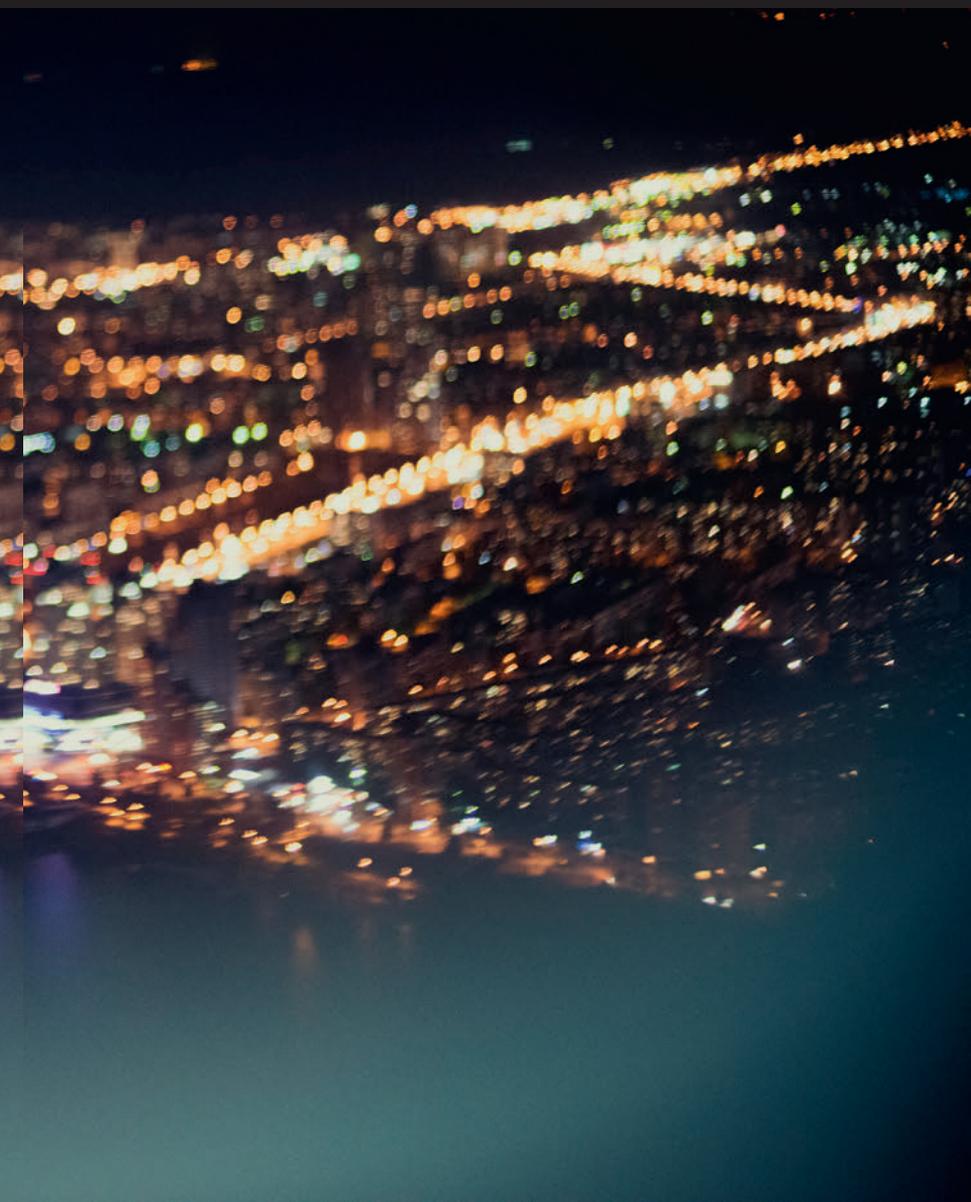
Schulze, Sabine (Hg.). Innenleben. Die Kunst des Interieurs. Vermeer bis Kabakov. (anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, Städtisches Kunstinstitut und Städtische Galerie, Frankfurt a. M. 1998–1999), Ostfildern: Hantja Cantz, 1998.

Söntgen, Beate. »Interieur. Vom Wohnen in Bildern.« In: Bettine Menke, Christoph Menke, Eva Horn (Hg.). Literatur als Philosophie. Philosophie als Literatur, München, 2006.

Spengler, Lars. Bilder des Privaten. Das fotografische Interieur in der Gegenwartskunst. Bielefeld, 2011.

Eva da Silva Antunes Alves studierte Kunstgeschichte und Theaterwissenschaft in Bochum und Paris. 2022 schloss sie ihr Masterstudium mit der Arbeit »Intimität(en) abseits der binären Ordnung. Strategien der Anerkennung in den Fotografien von Laurence Philomene und Lissa Rivera« ab, in der sie unter anderem das fotografische Interieur als queere Bildstrategie untersuchte. Aktuell ist sie wissenschaftliche Volontärin am Georg Kolbe Museum, Berlin, und arbeitete zuletzt als kuratorische Assistenz an Ausstellungen der Künstlerinnen Leiko Ikemura und Lin May Saeed.





Elsa: Kunst&/Raum
Elsa-Brändström-Str. 13
33602 Bielefeld

@ elsa_artspace
Kunstraum Elsa
info@elsa-art.de

Vielen Dank an die Personen, die sich auf das Experiment des kuratorischen Netzwerks eingelassen haben und die Ausstellung mit Ideen und teils auch organisatorisch bereichert haben. In erster Linie danke ich Martina Minette Dreier, die maßgeblich als Co-Kuratorin/Netzwerk-knotenpunkt gewirkt hat, Nora Hase, Donja Nasser, Leonie Pfennig, und Kirsten Becken.

Projektleitung: Katharina Bosse
Gestaltung: Annika Lohoff
Visual Identity: Nathow & Geppert

Bild S. 70–71: Xenia Gromak

© bei den Urheber*innen,
Texter*innen, Künstler*innen
2023

Die Ausstellung wird gefördert
vom Ministerium für Kultur und
Wissenschaft des Landes Nord-
rhein-Westfalen.



Das queere Familienzimmer

ein nicht-hierarchisches Netzwerkprojekt

Künstler*innen

Julia Autz
Martina Minette Dreier
Aline Egerding
Carl Enderle
Leon Fender
Dominik Geis
Alex Giegold
Xenia Gromak
Nora Hase
Ute Klein

Jessica Kroll-Holtmann
Selma Lampart
Janis Löhner
Peter Möller
Ute Friederike Schernau
Daniel Schumann
Ingo Taubhorn
Hanna Tomin
Anja Weber
Tomka Weiß

Termine:

23.9. | 18 Uhr
Eröffnung

6.10. | 19 – 24 Uhr
Artur 14!
Bielefelder Galerienrundgang

24.11. | 18 Uhr
Finissage mit Gespräch
zu queerer Familienpolitik

Weitere Veranstaltungen wie Lesungen und Fotosessions sind geplant.
Bitte unter www.elsa-art.de nach aktuellen Veranstaltungen sehen.

Öffnungszeiten:

Mittwochs 17-19 Uhr,
zu den Veranstaltungen
und nach Absprache.

Die Arbeiten sind täglich bis
22 Uhr erleuchtet durch das
Fenster zu sehen.

ELSA

Familie ist vielfältig, aber das Bild von Familie ist erstaunlich eintönig. Schließt man die Augen, sehen die meisten eine Vision aus der Bausparwerbung: Vater, Mutter, Kinder und ein Haus mit Garten. Diese Familie ist reich, weiß, niemals alleinerziehend und sie ist durchgehend heterosexuell. Es ist kein harmloses Bild, mit ihm wird Politik gemacht.

Diese Ausstellung nähert sich dem Bild und der Erfahrung von Familie aus queerer Perspektive. Dabei ist die Bandbreite sehr groß. Sie reichen von Partnerschaft, Kindern und den eigenen Eltern bis zur Familie als Wahlverwandschaft und Gemeinschaft. In vielen der Arbeiten wird ein Ringen deutlich um den Raum, der oft alleine durchquert werden muss. Queerness erfordert Kraft. Der Mut, sich in den Raum zu werfen, ist in den Kunstprojekten zu sehen.

23.09. – 24.11.2023
Mittwochs 17 – 19 Uhr

Elsa: Kunst &/Raum
Elsa-Brändström Str. 13
33602 Bielefeld

Kontakt: Katharina Bosse
info@elsa-art.de,
@ elsa_artspace
www.elsa-art.de

Das Elsa kann man mieten:
Co-Working, Galerie, Events,
Seminarraum.